Das

Westphälische Dampfboot.

Eine Monatsschrift.

Redigirt

von

Dr. Otto Lüning.

Dritter Jahrgang.



August.



Preis für den Jahrgang 2 Thlr. 15 Sgr.

Paderborn.

Druck und Verlag von W. Crüwell.

1847.


BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA



Karl Grün:

Die soziale Bewegung in Frankreich und Belgien
(Darmstadt 1847.)
oder
Die Geschichtschreibung des wahren Sozialismus.*)

„Wahrlich, gälte es hier nicht zugleich eine ganze Rotte zu zeichnen, ... wir würden die Feder noch wegwerfen .... Und jetzt tritt sie (Mundt's Geschichte der Gesellschaft) mit derselben Anmaßung vor den großen Leserkreis des Publikums, des Publikums, das heißhungrig nach Allem greift, was nur das Wort: sozial an der Stirne trägt, weil ein richtiger Takt ihm sagt, welche Geheimnisse der Zukunft in diesem Wörtchen verborgen liegen. Doppelte Verantwortlichkeit des Schriftstellers, doppelte Züchtigung, wenn er unberufen ans Werk ging!"

„Darüber wollen wir eigentlich mit Herrn Mundt nicht rechten, daß er von den faktischen Leistungen der sozialen Literatur Frankreichs und Englands durchaus Nichts weiß, als was ihm Herr L. Stein verrathen, dessen Buch anerkannt werden konnte, als es erschien .... Aber heute noch .... über St. Simon Phrasen machen, Bazard und Infantin die beiden Zweige des St. Simonismus nennen, Fourier folgen lassen, über Proudhon ungenügendes Zeug nachplappern u. s. w., u. s. w.! .... Dennoch würden wir gerne ein Auge zudrücken, wäre mindestens die Genesis der sozialen Ideen eigen und neu dargestellt."

Mit dieser hochfahrenden, rhadamantischen Sentenz eröffnet Hr. Grün (Neue Anekdota, S. 122 und 123) eine Rezension von Mundts „Geschichte der Gesellschaft."

Wie überrascht wird der Leser von dem artistischen Talent des Hrn. Grün, das unter der obigen Maske nur eine Selbstkritik seines eigenen, damals noch ungebornen Buches versteckte!

Hr. Grün bietet uns das amüsante Schauspiel einer Verschmelzung des wahren Sozialismus mit jungdeutschem Literatenthum. Das obige Buch ist in Briefen an eine Dame geschrieben, woraus der Leser schon

*) Indem wir unsern Lesern im Folgenden die schon vor längerer Zeit von Karl Marx in der Trierschen Ztg. angekündigte Kritik mittheilen, benachrichtigen wir sie zugleich, daß sich durch unglückliche Zufälle das Manuskript über zwei Monate in Deuschland herumgetrieben hat, ohne uns zuzugehen. Hr. Marx mußte unter solchen Umständen dasselbe längst in unserem Besitze vermuthen, und konnte deshalb nichts erklären, wonach unsere frühere Erklärung zu berichtigen. D. R.

ahnt, daß hier die tiefsinnigen Götter des wahren Sozialismus mit den Rosen und Myrthen der „jungen Literatur" bekränzt einherwandeln. — Pflücken wir gleich einige Rosen.

„Die Carmagnole sang sich selbst in meinem Kopfe . . . . Auf alle Fälle aber bleibt es schrecklich, daß die Carmagnole im Kopfe eines deutschen Schriftstellers, wenn nicht vollständig logiren, so doch ein Frühstück nehmen darf." (S. 3.)

„Hätte ich den alten Hegel hier, ich packte ihn bei den Ohren: Was, die Natur wäre das Anderssein des Geistes? Was, Er Nachtwächter? (S. 11.)

„Brüssel stellt gewissermaaßen den französischen Convent dar; es hat eine Bergpartie und eine Partie des Thales." (S. 24.)

„Die Lüneburger Haide der Politik." (S. 80.)

„Bunte, poetische, inkonsequente, phantastische Chrysalide." (S. 82.)

„Den Liberalismus der Restauration, den bodenlosen Kaktus, der sich als Schmarotzerpflanze um die Bänke der Deputirtenkammer wand." (S. 87, 88.)

Daß der Kaktus weder „bodenlos" noch eine „Schmarotzerpflanze" ist, thut diesem schönen Bilde ebenso wenig Abbruch, wie dem vorigen, daß es weder „bunte," noch „poetische," noch „inkonsequente" Chrysaliden oder Puppen gibt.

„Ich selbst aber komme mir mitten in diesem Gewoge" (der Zeitungen und Zeitungsschreiber im Cabinet Montpensier) vor, wie ein zweiter Noah, der seine Tauben aussendet, ob sich irgendwo Hütten und Reben bauen lassen, ob es möglich sei, mit den erzürnten Göttern einen raisonnablen Vertrag abzuschließen." (S. 259.)

Herr Grün spricht hier wohl von seiner Thätigkeit als Zeitungskorrespondent.

„Camille Desmoulins war ein **Mensch**. Die Constituante bestand aus **Philistern**. Robespierre war ein **tugendhafter Magnetiseur**. Die neue Geschichte ist mit einem Worte der Kampf auf Tod und Leben wider die Epiziers und die Magnetiseure."!!! (S. 311.)

„Das Glück ist ein Plus, aber ein Plus in der $x$ten Potenz." (S. 203.)

Also das Glück $= + x$, eine Formel, die sich nur in der ästhetischen Mathematik des Herrn Grün findet.

„Die Organisation der Arbeit, was ist sie? Und die Völker antworteten der Sphinx mit tausend Zeitungsstimmen . . . . Frankreich singt die Strophe, Deutschland die Antistrophe, das alte, mystische Deutschland." (S. 259.)

„Nordamerika ist mir sogar widerwärtiger, als die alte Welt, weil dieser Egoismus der Krämerwelt die rothe Farbe einer impertinenten Gesundheit trägt .... weil dort Alles so oberflächlich, wurzellos, fast möchte ich sagen so kleinstädtisch ist .... Ihr nennt Amerika die neue Welt; es ist die älteste von allen alten, unsre abgetragenen Kleider machen dort Parade." (S. 301, 324.)

Bisher wußte man nur, daß die ungetragenen deutschen Strümpfe dort getragen werden, obwohl sie zum „Parade machen" zu schlecht sind.

„Der logisch feste Garantismus dieser Institutionen." (S. 461.)

Wen solche Blüthen nicht erfreu'n,
Verdienet nicht ein „Mensch" zu sein.

Welch graziöser Muthwille! Welche schnippische Naivität! Welch heroisches Durchwühlen durch die Aesthetik! Welche Heine'sche Nonchalance und Genialität!

Wir haben den Leser getäuscht. Herrn Grüns Belletristik schmückt nicht die Wissenschaft des wahren Sozialismus, sondern die Wissenschaft ist nur die Ausfüllung zwischen diesen belletristischen Schwätzereien. Sie bildet, so zu sagen, ihren „sozialen Hintergrund."

In einem Aufsatze des Herrn Grün „Feuerbach und die Sozialisten" („Deutsches Bürgerbuch" S. 74.) findet sich folgende Aeußerung:

„Wenn man Feuerbach **nennt**, so hat man die ganze Arbeit der Philosophie genannt, von Baco von Verulum bis heute, so hat man zugleich gesagt, was die Philosophie in letzter Instanz will und bedeutet, so hat man den Menschen als letztes Ergebniß der Weltgeschichte. Dabei geht man sicherer, weil gründlicher, zu Werke, als wenn man den Arbeitslohn, die Konkurrenz, die Mangelhaftigkeit der Konstitutionen und Verfassungen auf's Tapet bringt .... Wir haben den Menschen gewonnen, den Menschen, der sich der Religion, der todten Gedanken, alles ihm fremden Wesens mit allen Uebersetzungen in der Praxis entledigt hat, den reinen, wahrhaften Menschen."

Dieser Eine Satz klärt vollständig auf über die Art von „Sicherheit" und „Gründlichkeit," welche bei Herrn Grün zu suchen ist. Auf kleine Fragen läßt er sich nicht ein. Ausgestattet mit dem ungetrübten Glauben an die Resultate der deutschen Philosophie, wie sie in Feuerbach niedergelegt sind, nämlich: daß „der Mensch," der „reine, wahrhafte Mensch," das Endziel der Weltgeschichte sei, daß die Religion das entäußerte, menschliche Wesen sei, daß das menschliche Wesen das menschliche Wesen und der Maaßstab aller Dinge sei; ausgestattet mit den weiteren Wahrheiten des deutschen Sozialismus (sieh oben), daß auch das Geld, die Lohnar-

heit u. s. w. Entäußerungen des menschlichen Wesens seien, daß der deutsche Sozialismus die Verwirklichung der deutschen Philosophie und die theoretische Wahrheit des auswärtigen Sozialismus und Kommunismus sei, u. s. w. — reist Herr Grün nach Brüssel und Paris.

Die gewaltigen Posaunenstöße des Herrn Grün zum Lobe des wahren Sozialismus und der deutschen Philosophie übertreffen Alles, was von seinen übrigen Glaubensgenossen in dieser Beziehung geliefert ist. Was den wahren Sozialismus angeht, so kommen diese Lobpreisungen offenbar von Herzen. Herrn Grün's Bescheidenheit erlaubt ihm nicht, einen einzigen Satz auszusprechen, den nicht schon ein andrer wahrer Sozialist vor ihm in den Einundzwanzig Bogen, dem Bürgerbuch und den Neuen Anekdotis geoffenbart hatte. Ja, sein ganzes Buch hat keinen andern Zweck, als ein in den Einundzwanzig Bogen auf S. 74—88 von Heß gegebenes Instruktions-Schema der französischen sozialen Bewegung auszufüllen und damit einem eben daselbst Seite 88. ausgesprochenen Bedürfniß zu entsprechen. Was aber die Lobeserhebungen der deutschen Philosophie angeht, so muß diese sie ihm um so höher anrechnen, je weniger er sie kennt. Der Nationalstolz des wahren Sozialisten, der Stolz auf Deutschland, als das Land „des Menschen," des „Wesens des Menschen" gegenüber den andern profanen Nationalitäten erreicht bei ihm seinen Gipfelpunkt. Wir geben gleich einige Proben davon.

„Ich möchte doch wissen, ob sie nicht alle erst von uns lernen müssen, Franzosen und Engländer, Belgier und Nordamerikaner." (S. 28.)

Dies wird jetzt ausgeführt.

„Die Nordamerikaner kommen mir grundprosaisch vor und den Sozialismus sollen sie wohl, trotz aller ihrer gesetzlichen Freiheit erst von uns kennen lernen." (S. 101.)

Besonders seitdem sie, seit 1829, eine eigene sozialistisch-demokratische Schule haben, die ihr Nationalökonom Cooper bereits 1830 bekämpfte.

„Die belgischen Demokraten! Glaubst Du wohl, sie wären halb so weit, als wir Deutsche? Habe mich wieder mit Einem herumbalgen müssen, der die Realisirung des freien Menschenthums für eine Chimäre hält!" (S. 22.)

Hier macht sich die Nationalität „des Menschen," des „Wesens des Menschen," des „Menschenthums" breit gegenüber der belgischen Nationalität.

„Ihr Franzosen, laßt den Hegel in Ruhe, bis Ihr ihn versteht." (Wir glauben, daß die sonst sehr schwache Kritik der Rechtsphilosophie von Lerminier mehr Einsicht in Hegel beweist, als irgend Etwas, das Herr Grün, sei es unter eigenem Namen, sei es qua „Ernst von der Heide"

geschrieben hat.) „Trinkt einmal ein Jahr lang keinen Kaffee, keinen Wein; erhitzt Euer Gemüth durch keine aufregende Leidenschaft; laßt den Guizot regieren und Algier unter die Herrschaft Marokko's kommen," (wie sollte Algier je unter die Herrschaft Marokko's kommen, selbst wenn die Franzosen es aufgäben!); sitzt auf einer Mansarde und studirt die Logik nebst der Phänomenologie. Wenn Ihr dann endlich, nach Jahresfrist, mager und mit rothangelaufenen Augen in die Straßen hinabsteigt, und meinetwegen über den ersten Dandy oder öffentlichen Ausrufer stolpert, laßt Euch das nicht irren. Denn Ihr seid mittlerweile große und mächtige Menschen geworden; Euer Geist gleicht einem Eichbaum, den wunderthätige (?) Säfte ernährten; was Ihr anseht, das enthüllt Euch seine geheimsten Schwächen; Ihr dringt als erschaffene Geister dennoch in's Innere der Natur; Euer Blick ist tödtend; Euer Wort versetzt Berge, Eure Dialektik ist schärfer, als die schärfste Guillotine. Ihr stellt Euch an's Hotel de Ville — und die Bourgeoisie ist gewesen; Ihr tretet an's Palais Bourbon — und es zerfällt; seine ganze Deputirtenkammer lös't sich in das nihilum album auf. Guizot verschwindet, Ludwig Philipp erblaßt zum geschichtlichen Schemen, und aus all diesen zu Grunde gegangenen Momenten erhebt sich siegesstolz die absolute Idee der freien Gesellschaft. Ohne Scherz, den Hegel könnt ihr nur bezwingen, wenn Ihr selbst Hegel werdet. Wie ich schon oben sagte: Moor's Geliebte kann nur durch Moor sterben." (S. 115, 116.)

Der belletristische Duft, der diese Sätze des wahren Sozialismus umgiebt, wird Jedermann in die Nase steigen. Hr. Grün, wie alle wahren Sozialisten, vergißt nicht das alte Geschwätz von der Oberflächlichkeit der Franzosen wieder vorzubringen.

„Bin ich doch dazu verdammt, den französischen Geist jedesmal, wenn ich ihn in der Nähe habe, ungenügend und oberflächlich zu finden." (S. 371.)

Hr. Grün verheimlicht es uns nicht, daß sein Buch dazu bestimmt ist, den deutschen Sozialismus als die Kritik des französischen zu verherrlichen.

„Der Pöbel der deutschen Tagesliteratur hat unsern sozialistischen Bestrebungen nachgesagt, sie seien die Nachahmung französischer Verkehrtheiten. Es hat bis jetzt Niemand der Mühe werth gehalten, nur eine Silbe darauf zu erwiedern. Dieser Pöbel muß sich schämen — besitzt er anders noch Schaamgefühl — wenn er dieses Buch lies't. Das hat er sich wohl nicht träumen lassen, daß der deutsche Sozialismus die Kritik des französischen ist, daß er, weit entfernt, die Franzosen für die Erfinder des neuen Contrat social zu halten, vielmehr die Forderung an

sie stellt, sich erst durch die deutsche Wissenschaft zu ergänzen? In diesem Augenblicke wird hier in Paris die Herausgabe einer Uebersetzung von Feuerbach's Wesen des Christenthums veranstaltet. Wohl bekomme den Franzosen die deutsche Schule! Was auch aus der ökonomischen Lage des Handels, aus der Konstellation der hiesigen Politik entstehe, zu einem menschlichen Leben in der Zukunft befähigt einzig die humanistische Weltanschauung. Das unpolitische, verworfene Volk der Deutschen, dieses Volk, welches gar kein Volk ist, wird den Eckstein gelegt haben zum Bau der Zukunft." (S. 353.)

Allerdings, „was aus der ökonomischen Lage und der Kastellation der Politik" in einem Lande „entsteht," braucht ein wahrer Sozialist bei seinem vertrauten Umgange mit dem „Wesen des Menschen" nicht zu wissen.

Herr Grün, als Apostel des wahren Sozialismus, begnügt sich nicht damit, gleich seinen Mitaposteln der Unwissenheit anderer Völker die Allwissenheit der Deutschen stolz entgegenzuhalten. Er nimmt seine alte Literaten-Praxis zu Hülfe, er drängt sich den Repräsentanten der verschiedenen sozialistischen, demokratischen und kommunistischen Parteien in der verrufensten Weltfahrer-Manier auf, und nachdem er sie von allen Seiten beschnüffelt hat, tritt er ihnen als Apostel des wahren Sozialismus entgegen. Er hat sie nur noch zu belehren, ihnen die tiefsten Aufschlüsse über das freie Menschenthum mitzutheilen. Die Ueberlegenheit des wahren Sozialismus über die Parteien Frankreichs verwandelt sich hier in die persönliche Ueberlegenheit des Herrn Grün gegenüber den Repräsentanten dieser Parteien. Schließlich bietet dies denn auch Gelegenheit, nicht nur die französischen Partei-Chefs als Piedestal des Herrn Grün dienen zu lassen, sondern auch noch eine Masse von Klatschereien anzubringen und so den deutschen Kleinstädter für die Anstrengung zu entschädigen, die ihm die inhaltvolleren Sätze des wahren Sozialismus verursacht haben.

„Kats verzog sein ganzes Gesicht zu einer plebejischen Heiterkeit, als ich ihm meine hohe Zufriedenheit mit seiner Rede bezeugte." (S. 50.)

Herr Grün ertheilt Kats auch sogleich Unterricht über den französischen Terrorismus und „war so glücklich, meinem neuen Freunde Beifall abzugewinnen." (S. 51.)

Ganz anders bedeutsam wirkt er auf Proudhon. „Ich hatte das unendliche Vergnügen, gewissermaßen der Privatdozent des Mannes zu werden, dessen Scharfsinn vielleicht seit Lessing und Kant nicht überboten wurde." (S. 401.)

Louis Blanc ist nur „sein schwarz Jüngelchen." (S. 314.) „Er frug sehr wißbegierig, aber zugleich sehr unwissend, nach unsren Zuständen.

Wir Deutsche kennen (?) die französischen fast so gut, wie die Franzosen selbst; wenigstens studiren (?) wir sie." (S. 315.)

Und über den „Papa Cabet" erfahren wir, daß er „bornirt" ist. (S. 382.) Herr Grün legt ihm „Fragen" vor, von denen Cabet „gestand, daß er sie nicht gerade approfondirt hätte. Das hatte ich (Grün) längst gemerkt und da hörte natürlich Alles auf, um so mehr, als mir einfiel, daß Cabets Mission eine längst in sich abgeschlossene sei." (S. 383.)

Wir werden später sehen, wie Herr Grün dem Cabet eine neue „Mission" zu geben gewußt hat.

Wir heben zunächst das Schema und die Paar überkommenen, allgemeinen Gedanken hervor, die das Gerippe des Grünschen Buches bilden. Beides ist abgeschrieben von Heß, den Herr Grün überhaupt auf die großartigste Weise paraphrasirt. Sachen, die schon bei Heß ganz unbestimmt und mystisch sind, die aber im Anfange — in den Einundzwanzig Bogen — anzuerkennen waren und nur durch ihre ewige Wiederaufdrängung im Bürgerbuch, den neuen Anekdotis und den Rheinischen Jahrbüchern zu einer Zeit, wo sie bereits antiquirt waren, langweilig und reaktionair geworden sind — diese Sachen werden bei Herrn Grün vollends Unsinn.

Heß synthetisirt die Entwickelung des französischen Sozialismus mit der Entwickelung der deutschen Philosophie — St. Simon mit Schelling, Fourier mit Hegel, Proudhon mit Feuerbach. Vergl. z. B. Einundzwanzig Bogen S. 78, 79, 326, 327; Neue Anekd. S. 194, 195, 196, 202 sq. (Parallele zwischen Feuerbach und Proudhon, z. B. Heß: „Feuerbach ist der deutsche Proudhon u. s. w." N. An. S. 202; Grün: „Proudhon ist der französische Feuerbach," S. 404.) — Dieser Schematismus mit der Ausführung, die Heß ihm giebt, bildet den ganzen inneren Zusammenhang des Grünschen Buches. Nur daß Herr Grün nicht verfehlt, die Heß'schen Sätze belletristisch anzustreichen. Ja, selbst offenbare Schnitzer von Heß, z. B. daß theoretische Entwickelungen den „sozialen Hintergrund" und die „theoretische Basis" praktischer Bewegungen bilden (unter andern N. An. S. 192) schreibt Herr Grün getreulich nach, wie z. B. S. 264: „Der soziale Hintergrund, den die politische Frage des achtzehnten Jahrhunderts hatte . . . war das gleichzeitige Produkt beider philosophischen Richtungen" (der Sensualisten und Deisten). Ebenso die Meinung, man brauche Feuerbach nur praktisch zu machen, ihn nur aufs soziale Leben anzuwenden, um die vollständige Kritik der bestehenden Gesellschaft zu geben. Nimmt man noch die sonstige Kritik des französischen Kommunismus und Sozialismus durch Heß hinzu, z. B. „daß

Fourier, Proudhon u. s. w. nicht über die Kategorie der Lohnarbeit hinausgekommen sind" (Bürgerb. S. 40 u. a.); daß „Fourier die Welt mit neuen Assoziationen des Egoismus beglücken möchte" (N. An. S. 196); daß „selbst die radikalen französischen Kommunisten nicht über den Gegensatz von Arbeit und Genuß hinaus sind, sich noch nicht zu der Einheit von Produktion und Konsumption rc. erhoben haben" (Bürgerb. S. 43); daß die Anarchie die Negation des Begriffs der politischen Herrschaft ist" (Einundzw. Bogen S. 77) u. s. w., u. s. w.: so hat man die ganze Kritik der Franzosen durch Herrn Grün in der Tasche, ebenso gut wie Herr Grün sie bereits in der Tasche hatte, als er nach Paris ging. Außer dem Obengenannten erleichtern dennoch einige in Deutschland traditionell zirkulirende Phrasen über Religion, Politik, Nationalität, menschlich und unmenschlich, u. s. w., u. s. w., — Phrasen, die von den Philosophen auf die wahren Sozialisten übergegangen sind — Herrn Grün den Rechnungsabschluß mit den französischen Sozialisten und Kommunisten. Er hat überall nach „dem Menschen" und dem Worte menschlich zu suchen, und zu verdammen, wo er dies nicht findet; z. B. „Du bist politisch, Du bist bornirt" (S. 283). In ähnlicher Weise kann Herr Grün denn ausrufen: Du bist national, religiös, nationalökonomisch, Du hast einen Gott — Du bist nicht menschlich, Du bist bornirt, wie er dies im ganzen Buche thut: womit natürlich Politik, Nationalität, Religion u. s. w. „gründlich" kritisirt und zugleich die Eigenthümlichkeit der gerade kritisirten Schriftsteller und der Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Entwickelung hinreichend beleuchtet sind.

Man sieht schon hieraus, daß das Grünsche Machwerk weit unter dem Buche von Stein steht, der wenigstens versuchte, den Zusammenhang der sozialistischen Literatur mit der wirklichen Entwickelung der französischen Gesellschaft darzustellen. Es bedarf indeß kaum der Erwähnung, daß Herr Grün sowohl in dem vorliegenden Buche, wie in den Neuen Anekdotis mit der größten Vornehmheit auf seinen Vorgänger hinabsieht.

Aber hat Herr Grün wenigstens die ihm von Heß und Andern überlieferten Sachen richtig kopirt? Hat er innerhalb seines, höchst unkritisch auf Treu und Glauben angenommenen Schema's wenigstens das nöthige Material niedergelegt? Hat er eine richtige und vollständige Darstellung der einzelnen, sozialistischen Schriftsteller nach den Quellen gegeben? Dieß sind die niedrigsten Forderungen, die man an den Mann stellen kann, von dem Nordamerikaner und Franzosen, Engländer und Belgier zu lernen haben, der Proudhon's Privatdozent war und jeden Augenblick auf die deutsche Gründlichkeit gegenüber den oberflächlichen Franzosen pocht.

Saint-Simonismus.

Von der ganzen Saint-Simonistischen Literatur hat Herr Grün kein einziges Buch in der Hand gehabt. Seine Hauptquellen sind: vor Allem der vielverachtete Ludwig Stein, ferner die Hauptquelle Stein's, Louis Reybaud, (wofür er S. 260 an Herrn Reybaud ein Exempel statuiren will und ihn einen Philister nennt; auf derselben Seite stellt er sich auch, als sei ihm Reybaud erst, lange nachdem er die St. Simonisten abgefertigt, ganz zufällig in die Hände gerathen) und stellenweise Louis Blanc.

Vergleichen wir zuerst, was Herr Grün über das Leben St. Simon's selbst sagt.

Die Hauptquellen für das Leben St. Simon's sind die Fragmente seiner Selbstbiographie in den Oeuvres de St. Simon, publizirt von Olinde Rodrigues, und der Organisateur vom 19. Mai 1830. Wir haben hier also sämmtliche Aktenstücke vor uns: 1) die Originalquellen; 2) Reybaud, der sie auszog; 3) Stein, der Reybaud benutzte; 4) die belletristische Ausgabe von Herrn Grün.

Herr Grün: „St. Simon kämpft den Befreiungskampf der Amerikaner mit, ohne ein besonderes Interesse am Kriege selbst zu haben; es fällt ihm ein, man könne die beiden großen Weltmeere verbinden.“ (S. 85.)

Stein: „Zuerst trat er in den militairischen Dienst .... und ging mit Bouillé nach Amerika .... In diesem Kriege, dessen Bedeutung er übrigens wohl begriff .... „„Der Krieg als solcher““ — sagte er — „„interessirt mich nicht, nur der Zweck dieses Krieges u. s. w.““ .... „Nachdem er vergebens versucht, den Vicekönig von Mexiko für einen großen Kanalbau zur Verbindung der beiden Weltmeere zu interessiren &c.“ (S. 143.)

Reybaud: „Soldat de l'indèpendance américaine, il servait sous Washington ... „„La guerre en elle-même ne m'intéressait pas, dit-il, mais le seul but de la guerre m'intéressait vivement et cet intèrêt m'en faisait supporter les travaux sans répugnance.““ (S. 77.)

Herr Grün schreibt nur ab, daß St. Simon „kein besonderes Interesse am Kriege selbst“ hatte, läßt aber die Pointe aus, nämlich sein Interesse für den Zweck dieses Krieges. Herr Grün läßt ferner weg, daß St. Simon seinen Plan beim Vicekönig habe durchsetzen wollen und reduzirt ihn dadurch auf einen bloßen „Einfall.“ Er läßt ebenfalls fort,

weil Stein dieß nur durch die Jahreszahl andeutet, daß St. Simon dieß erst „à la paix“ that.

Herr Grün fährt unmittelbar fort: „Später“ (wann?) „entwirft er den Plan zu einer französisch-holländischen Expedition nach dem englischen Indien.“ (l. c.)

Stein: „Er reiste 1785 nach Holland, um eine vereinigte französisch-holländische Expedition gegen die englischen Kolonien in Indien zu entwerfen.“ (S. 143.)

Stein erzählt hier falsch und Grün kopirt getreu. Nach St. Simon selbst hatte der Herzog von La Vauguyon die Generalstaaten bestimmt, eine vereinigte Expedition mit Frankreich nach den englischen Kolonieen in Indien zu unternehmen. Von sich selbst sagt er nur, daß er „während eines Jahres die Ausführung dieses Planes betrieben“ (poursuivi) habe.

Herr Grün: „In Spanien will er einen Kanal von Madrid in's Meer graben.“ (ibid.)

St. Simon will einen Kanal graben, welcher Unsinn! Vorhin fiel ihm ein, jetzt will er. Grün verfälscht hier das Faktum, nicht weil er, wie oben, den Stein zu getreu, sondern weil er ihn zu oberflächlich abschreibt.

Stein: „Im J. 1786 nach Frankreich zurückgekehrt, ging er schon im folgenden Jahre nach Spanien, um dem Gouvernement einen Plan zur Vollendung eines Kanals von Madrid bis zum Meere vorzulegen.“ (S. 144.)

Herr Grün konnte bei raschem Lesen sich seinen obigen Satz aus dem Stein'schen abstrahiren, weil es bei Stein wenigstens den Schein hat, als sei der Bauplan und die Idee des ganzen Projekts von St. Simon ausgegangen, während dieser nur einen Plan zur Beseitigung der bei dem längst begonnenen Kanalbau eingetretenen finanziellen Schwierigkeiten entwarf.

Reybaud; „Six ans plus tard il proposa au gouvernement espagnol un plan de canal qui devait établir une ligne navigable de Madrid à la mer.“ (S. 78.) Derselbe Irrthum, wie bei Stein.

Saint-Simon: „Le gouvernement espagnol avait enterpris un canal qui devait faire communiquer Madrid à la mer; cette entreprise languissait parceque ce gouvernement manquait d'ouvriers et d'argent; je me concertai avec M. le Comte de Cabarrus, aujourdhui ministre des finances et nous présentâmes au gouvernement le projet suivant etc.“ (pag. XVII.)

Herr Grün: „In Frankreich spekulirte er auf Nationalgüter.“

Stein schildert erst St. Simon's Stellung während der Revolution und kommt dann auf seine Spekulationen in Nationalgütern. (S. 144 sq.) Woher aber Herr Grün den unsinnigen Ausdruck hat: „auf Nationalgüter spekuliren" statt in Nationalgütern, auch hierüber können wir dem Leser durch Vorlage des Originals Aufklärung geben.

Reybaud: „Revenu à Paris, il tourna son activité vers des spéculations et trafiqua **sur** les domaines nationaux." (S. 78.)

Herr Grün stellt seinen obigen Satz ohne alle Motivirung hin. Man erfährt gar nicht, weßhalb St. Simon in Nationalgütern spekulirte und weßhalb dieß an sich triviale Faktum von Bedeutung in seinem Leben ist. Herr Grün findet natürlich überflüssig, aus Stein und Reybaud abzuschreiben, daß St. Simon eine wissenschaftliche Schule und ein großes industrielles Etablissement als Experimente gründen und sich das dazu nöthige Kapital durch diese Spekulationen verschaffen wollte. St. Simon motivirt selbst seine Spekulationen hierdurch. (pag. XIX.)

Herr Grün: „Er heirathet, um die Wissenschaft bewirthen zu können, um das Leben der Menschen zu erproben, um sie psychologisch auszusaugen." (ibid.)

Herr Grün überspringt hier plötzlich eine der wichtigsten Perioden St. Simon's, die seiner naturwissenschaftlichen Studien und Reisen. Was heißt das: Heirathen, um die Wissenschaft zu bewirthen, heirathen, um die Menschen (die man nicht heirathet) psychologisch auszusaugen? Die ganze Sache ist die: Saint-Simon heirathete, um Salons halten und dort unter Andern auch die Gelehrten studiren zu können.

Stein drückt dieß so aus: „Er verheirathet sich 1801 .... „„Ich habe die Ehe benutzt, um die Gelehrten zu studiren."" (Vgl. St. Simon pag. 23.)

Jetzt durch Vergleichung des Originals wird Herrn Grün's Unsinn verständlich und erklärlich.

Das „psychologische Aussaugen der Menschen" reduzirt sich bei Stein und St. Simon selbst auf die Beobachtung der Gelehrten im gesellschaftlichen Leben. St. Simon wollte, ganz im Zusammenhange mit seiner sozialistischen Grundansicht, den Einfluß der Wissenschaft auf die Persönlichkeit der Gelehrten und auf ihr Verhalten im gewöhnlichen Leben kennen lernen. Bei Herrn Grün verwandelt sich dieß in einen sinnlosen, unbestimmten, romanhaften Einfall.

Herr Grün: „Er wird arm," (wie? wodurch?) „kopirt in einem Lombard für tausend Franken Jahrgehalt — er, der Graf, der Sprößling Karls des Großen; dann" (wann und warum?) „lebt er von der Gnade eines ehemaligen Dieners; später" (wann und warum?) „ver-

sucht er sich zu erschießen, wird gerettet, und beginnt ein neues Leben des Studiums und der Propaganda. Jetzt erst schreibt er seine beiden Hauptwerke."

„Er wird" — „dann" — „später" — „jetzt" sollen bei Herrn Grün die Chronologie und den Zusammenhang der einzelnen Lebensmomente Saint Simon's ersetzen.

Stein: „Dazu kam ein neuer und furchtbarer Feind, die allmälig immer drückender werdende äußere Noth . . . Nach sechs Monaten peinlichen Harrens wird ihm eine Stelle —" (auch den Gedankenstrich hat Grün von Stein, nur daß er so pfiffig war, ihn hinter den Lombard zu stellen) „als Kopist im Lombard" (nicht, wie Herr Grün pfiffiger Weise ändert „in einem Lombard," da es bekanntlich in Paris nur den einen, öffentlichen Lombard giebt) „mit tausend Franken Jahrgehalt. Wunderbarer Glückswechsel jener Zeiten! Der Enkel des berühmten Höflings an Ludwig's XIV. Hofe, der Erbe einer Herzogskrone, eines mächtigen Vermögens, ein geborener Pair von Frankreich und Grande von Spanien, Kopist in einem Lombard!" (S. 156, 157.)

Hier erklärt sich Herrn Grün's Versehen mit dem Lombard: hier, bei Stein, ist der Ausdruck in einem am Orte. Um sich auch sonst noch von Stein zu unterscheiden, nennt Herr Grün St. Simon nur „Graf" und „Sprößling Karl's des Großen." Letzteres hat er von Stein S. 142, Reybaud S. 77, die indeß so klug sind, zu sagen, St. Simon leite sich selbst von Karl dem Großen her. Statt der positiven Fakta Stein's, die allerdings unter der Restauration die Armuth St. Simon's auffallend machen, erfahren wir bei Herrn Grün nur seine Verwunderung darüber, daß ein Graf und angeblicher Sprößling Karl's des Großen überhaupt herunter kommen kann.

Stein: „Zwei Jahre lebte er noch" (nach dem Selbstmordsversuch) „und wirkte in ihnen vielleicht mehr als in eben so viel Jahrzehenten seines früheren Lebens. Der Cathéchisme des industriels ward vollendet," (Herr Grün verwandelt das Vollenden eines längst vorbereiteten Werkes in: „Jetzt erst schrieb er ꝛc.") „und der Nouveau Christianisme etc." (S. 164, 165.) — S. 169 nennt denn Stein diese beiden Schriften „die beiden Hauptwerke seines Lebens."

Herr Grün hat also nicht nur die Irrthümer Stein's kopirt, sondern auch aus unbestimmt gehaltenen Stellen Stein's neue fabrizirt. Um seine Abschreiberei zu verdecken, nimmt er nur die hervorspringendsten Fakta heraus, raubt ihnen aber ihren Charakter als Fakta, indem er sie sowohl aus dem chronologischen Zusammenhange, wie aus ihrer ganzen Motivirung reißt und selbst die allernothwendigsten Mittelglieder aus-

läßt. Was wir nämlich oben gegeben haben, ist buchstäblich Alles, was Herr Grün von St. Simon's Leben berichtet. In dieser Darstellung wird das bewegte, thätige Leben St. Simon's in eine Reihe von Einfällen und Ereignissen verwandelt, die weniger Interesse darbieten, als das Leben des ersten besten, gleichzeitigen Bauern oder Spekulanten in einer bewegten Provinz Frankreich's. Und dann, nachdem er diese biographische Sudelei hingeworfen, ruft er aus: „dieses ganze, ächt civilisirte Leben." Ja, er scheut sich nicht (S. 85) zu sagen: „St. Simon's Leben ist der Spiegel des Saint-Simonismus selbst" — als wenn dies Grün'sche „Leben" St. Simons der Spiegel von irgend etwas wäre, außer von Herrn Grün's Art der Buchmacherei „selbst."

Wir haben uns bei dieser Biographie länger aufgehalten, weil sie ein klassisches Exempel von der Art und Weise liefert, in der Herr Grün die französischen Sozialisten gründlich behandelt. Wie er hier schon scheinbar nonchalant hinwirft, ausläßt, verfälscht, transponirt, um seine Abschreiberei zu verbergen, so werden wir später sehen, daß Herr Grün auch fernerhin alle Symptome eines innerlich beunruhigten Plagiarius entwickelt: künstliche Unordnung, um die Vergleichung zu erschweren; Auslassung von Sätzen und Worten, die er wegen Unkenntniß der Originale nicht recht versteht, aus den Citaten seiner Vorgänger; Dichtung und Ausschmückung durch unbestimmte Phrasen; perfide Ausfälle auf die Leute, die er gerade kopirt. Ja, Herr Grün ist so übereilt und hastig in seiner Abschreiberei, daß er sich oft auf Sachen beruft, von denen er dem Leser nie gesprochen, die er aber als Leser Stein's im Kopfe mit sich herumträgt.

Wir gehen jetzt auf die Grün'sche Darstellung der Doktrin St. Simon's über.

1. Lettres d'un habitant de Genève à ses contemporains.

Herrn Grün wurde aus Stein nicht recht klar, in welchem Zusammenhange der, in der eben citirten Schrift gegebene Plan zur Unterstützung der Gelehrten mit dem phantastischen Anhange der Brochüre steht. Er spricht von dieser Schrift, als wenn es sich in ihr hauptsächlich um eine neue Organisation der Gesellschaft handle, und schließt wie folgt:

„Die geistliche Macht in den Händen der Gelehrten, die weltliche Macht in den Händen der Eigenthümer, die Wahl für Alle." Vgl. Stein, S. 151; Reybaud S. 83. Den Satz: „Le pouvoir de nommer les individus appelés à remplir les fonclions des chefs de l'humanité entre les mains de tout le monde," den Reybaud aus St. Simon (S. 47) citirt und Stein höchst unbeholfen übersetzt, — diesen Satz reduzirt Herr Grün auf: „Die Wahl für Alle," wodurch er allen Sinn

verliert. Bei St. Simon ist von der Wahl des Newton'schen Rathes die Rede bei Herrn Grün handelt es sich von der Wahl überhaupt.

Nachdem Herr Grün durch vier oder fünf von Stein und Reybaud abgeschriebene Sätze längst mit den „Lettres etc." fertig geworden ist und schon vom Nouveau Christianisme gesprochen hat, kehrt er plötzlich zu ihnen zurück.

„Aber die abstrakte Wissenschaft thut's freilich nicht!" (Noch viel weniger die konkrete Unwissenheit, wie wir sehen.) „Vom Standpunkte der abstrakten Wissenschaft waren **ja** die „Eigenthümer" und **„Jedermann" noch** auseinandergefallen." (S. 87.)

Herr Grün vergißt, daß er bisher nur von der „Wahl für Alle," nicht von „Jedermann" gesprochen hat. Aber bei Stein und Reybaud findet er „tout le monde" und setzt daher „Jedermann" in Anführungszeichen. Er vergißt ferner, daß er den folgenden Satz Stein's, wodurch das „ja" in seinem eigenen Satze motivirt wird, nicht mitgetheilt hat:

„Es treten ihm (St. Simon) neben den Weisen oder Wissenden die propriétaires und tout le monde auseinander. Zwar sind beide noch ohne eigentliche Grenze im Verhältniß zu einander .... dennoch liegt schon in jenem vagen Bilde der tout le monde der Keim der Klasse verborgen, die zu begreifen und zu heben die spätere Grundtendenz seiner Theorie ward, der classe la plus nombreuse et de la plus pauvre, wie in der Wirklichkeit dieser Theil des Volkes damals nur potentiell vorhanden war." (S. 154.)

Stein hebt hervor, daß St. Simon zwischen propriétaires und tout le monde schon einen Unterschied, aber noch einen sehr unbestimmten macht. Herr Grün verdreht dies dahin, daß St. Simon den Unterschied überhaupt noch macht. Dieß ist natürlich ein großes Versehen von St. Simon und nur dadurch zu erklären, daß er in den Lettres auf dem Standpunkte der abstrakten Wissenschaft sich befindet. Leider aber spricht St. Simon an der fraglichen Stelle gar nicht, wie Herr Grün meint, von Unterschieden in einer zukünftigen Gesellschaftsordnung. Er adressirt sich wegen einer Subskription an die ganze Menschheit, die ihm, wie er sie vorfindet, in drei Klassen getheilt erscheint, in drei Klassen, die nicht, wie Stein glaubt, savants, propriètaires et tout le monde sind, sondern: 1) Die savants et artistes und alle Leute mit liberalen Ideen; 2) Die Gegner der Neuerungen, d. h. die propriètaires, so fern sie sich nicht der ersten Klasse anschließen; 3) le surplus de l'humanité qui se rallie au mot: Egalité. Diese drei Klassen bilden tout le monde. (Vgl. St. Simon, Lettres pag. 21, 22.) Stein hat in der Hauptsache das Richtige getroffen, obwohl er die Stelle pag. 21, 22 nicht berücksichtigt und Herr

Grün, der das Original gar nicht kennt, klammert sich an das unbedeutende Versehen Stein's, um aus seinem Raisonnement sich baaren Unsinn zu abstrahiren.

Wir erhalten sogleich ein noch frappanteres Beispiel. Seite 94, wo Herr Grün gar nicht mehr von St. Simon, sondern von seiner Schule spricht, erfahren wir unerwartet:

„St. Simon sagt in einem seiner Bücher die mysteriösen Worte: Die Frauen werden zugelassen werden, sie werden selbst ernannt werden können. Aus diesem fast tauben Saatkorn ist der ganze ungeheure Spektakel der Emanzipation der Frauen entsprossen."

Allerdings, wenn St. Simon von einer Zulassung und Ernennung der Frauen, man weiß nicht wozu, gesprochen hat, so sind dies sehr „mysteriöse Worte." Dies Mysterium existirt aber nur für Herrn Grün. Das „eine der Bücher" St. Simon's ist kein anderes, als die Lettres d'un habitant de Genève. Nachdem St. Simon hier gesagt hat, daß jeder Mensch für den Newton'schen Rath oder dessen Abtheilungen unterschreiben kann, fährt er fort: „Les femmes seront admises à souscrire, elles pourront être nommées" — natürlich zu einer Stelle in diesem Rath oder seinen Abtheilungen. Stein hat diese Stelle, wie sich gebührt, bei dem Buche selbst citirt und macht dabei folgende Bemerkung: „Hier u. s. w. finden sich alle Spuren seiner späteren Ansicht und selbst seiner Schule im Keime wieder, und selbst der erste Gedanke einer Emanzipation der Frauen." (S. 152.) Stein hebt aber selbst in einer Note hervor, daß Olinde Rodrigues diese Stelle als einzige Belegstelle für die Frauenemanzipation bei St. Simon in seiner Ausgabe von 1832 aus polemischen Gründen groß drucken ließ. Grün, um seine Abschreiberei zu verbergen, versetzt diese Stelle von dem Buche, wohin sie gehört, in die Schule, macht den obigen Unsinn daraus, verwandelt Stein's „Keim" in ein „Saatkorn" und bildet sich kindischer Weise ein, die Lehre von der Emanzipation der Frauen sei aus dieser Stelle hervorgegangen.

Herr Grün riskirt eine Ansicht über einen Gegensatz, worin die „Lettres" zum „Catéchisme des Industriels" stehen sollen, und der darin besteht, daß im Katechismus das Recht der travailleurs geltend gemacht wird. Herr Grün mußte diesen Unterschied allerdings zwischen den ihm von Stein und Reybaud überlieferten Lettres und dem ihm ebenso überlieferten Catéchisme entdecken. Hätte er den St. Simon selbst gelesen, so konnte er statt dieses Gegensatzes schon in den Lettres sein „Saatkorn" zu der unter Anderm im Catéchisme weiter entwickelten Anschauung finden, z. B. „Tous les hommes travailleront," Lettres pag. 60. „Si

sa cervelle (des Reichen) ne sera pas propre au travail, il sera bien obligé de faire travailler ses bras; car Newton ne laissera surement pas sur cette planète . . . des ouvriers volontairement inutiles dans l'atelier.“ pag. 64.

2. Catéchisme politique des Industriels.

Da Stein diese Schrift gewöhnlich als Catéchisme des Industriels citirt, so kennt Herr Grün keinen andern Titel. Die Angabe des richtigen Titels wenigstens wäre um so eher von Herrn Grün zu verlangen gewesen, als er da, wo er von dieser Schrift ex officio spricht, ihr nur zehn Zeilen dedizirt.

Nachdem Herr Grün aus Stein abgeschrieben hat, daß St. Simon in dieser Schrift der Arbeit die Herrschaft geben will, fährt er fort:

„Die Welt theilt sich für ihn jetzt in Müßiggänger und Industrielle.“ (S. 85.)

Herr Grün begeht hier ein Falsum. Er schiebt dem Catéchisme eine Unterscheidung unter, die er bei Stein viel später, bei Gelegenheit der St. Simonistischen Schule, vorfindet. Stein (S. 206): „Die Gesellschaft besteht gegenwärtig nur aus Müßiggängern und Arbeitern. (Enfantin.)

Statt dieser unterschobenen Eintheilung findet sich im Catéchisme die Eintheilung in drei Klassen: die classes féodale, intermédiaire et industrielle, auf die Herr Grün natürlich nicht eingehen konnte, ohne Stein abzuschreiben, da er den Catéchisme selbst nicht kannte.

Herr Grün wiederholt hierauf noch einmal, daß die Herrschaft der Arbeit den Inhalt des Catéchisme ist und schließt dann seine Charakteristik dieser Schrift folgendermaaßen:

„Wie der Republikanismus sagt: Alles für das Volk, Alles durch das Volk, so sagt St. Simon: Alles für die Industrie, Alles durch die Industrie.“ (ibid.)

Stein (S. 163): „Da Alles durch die Industrie geschieht, so muß auch Alles für sie geschehen.“

Wie Stein richtig angiebt (S. 160, Note), findet sich bereits auf der Schrift St. Simon's: L'Industrie von 1817 das Motto: Tout par l'industrie, tout pour elle. Herrn Grün's Charakteristik des Catéchisme besteht also darin, daß er außer dem obigen Falsum das Motto einer viel früheren Schrift, die er gar nicht kennt, falsch citirt.

Hiermit hat die deutsche Gründlichkeit den Catéchisme politique des industriels hinreichend kritisirt. Wir finden indeß noch an andern sehr zerstreuten Stellen des Grün'schen Sammelsuriums einzelne hieher gehörige Glossen. Herr Grün vertheilt, mit innerem Vergnügen über seine eigene

Schlauheit, die Sachen, die er bei Steins Charakteristik dieser Schrift zusammen findet und verarbeitet sie mit anerkennenswerther Courage.

Herr Grün (S. 87.): „Diefreie Konkurrenz war ein unreiner, ein konfuser Begriff, ein Begriff, der in sich selbst eine neue Welt von Kampf und Unglück enthielt, den Kampf zwischen Kapital und Arbeit, und das Unglück des kapitallosen Arbeiters. St. Simon reinigte den Begriff der Industrie, er reduzirte ihn auf den Begriff der Arbeiter, er formulirte die Rechte und Beschwerden des vierten Standes, des Proletariats. Er mußte das Erbrecht aufheben, weil es zum Unrecht am Arbeiter, am Industriellen wurde. Diese Bedeutung hat sein Katechismus der Industriellen."

Herr Grün fand bei Stein (S. 169) bei Gelegenheit des Catéchisme: „Das ist mithin die wahre Bedeutung St. Simon's, diesen Gegensatz" (von bourgeoisie et peuple) „als einen bestimmten vorausgesehen zu haben."

Dies das Original zu der „Bedeutung" des Katechismus des Herrn Grün.

Stein: „Er (St. Simon im Catéchisme) beginnt mit dem Begriff des industriellen Arbeiters." Hieraus macht Herr Grün den kolossalen Unsinn, daß St. Simon, der die freie Konkurrenz als einen „unreinen Begriff" vorfand, „den Begriff der Industrie reinigte und ihn auf den Begriff der Arbeiter reduzirte." Daß der Begriff des Herrn Grün von der freien Konkurrenz und Industrie ein sehr „unreiner" und „konfuser" ist, zeigt er an allen Ecken.

Noch nicht zufrieden mit diesem Unsinn, wagt er die direkte Lüge, St. Simon habe die Aufhebung des Erbrechts verlangt.

Immer noch auf die Art gestützt, wie er den Catéchisme nach Stein versteht, sagt er (S. 88): „St. Simon hatte die Rechte des Proletariats festgesetzt, er hatte die neue Parole bereits ausgegeben. Die Industriellen, die Arbeiter sollen auf die erste Stufe der Macht erhoben werden. Das war einseitig, aber jeder Kampf führt die Einseitigkeit mit sich; wer nicht einseitig ist, kann nicht kämpfen."

Herr Grün mit seiner schönrednerischen Maxime von der Einseitigkeit, begeht hier selbst die Einseitigkeit, den Stein dahin zu mißverstehen, St. Simon habe die eigentlichen Arbeiter, die Proletarier, „auf die erste Stufe der Macht erheben wollen." Vgl. S. 102, wo über Michel Chevalier gesagt wird: „M. Chevalier spricht noch mit sehr großer Theilnahme von den Industriellen . . . . aber dem Jünger sind die Industriellen nicht mehr die Proletarier, wie dem Meister; er faßt Kapitalist, Unternehmer und Arbeiter in einen Begriff zusammen, rechnet also

die Müßiggänger mit zu einer Kategorie, die nur die ärmste und zahlreichste Klasse umfassen sollte."

Bei St. Simon gehören zu den Industriellen außer den Arbeitern auch die fabricants, négociants, kurz sämmtliche industrielle Kapitalisten, an die er sich sogar vorzugsweise adressirt. Herr Grün konnte dies bereits auf der ersten Seite des Catéchisme finden. Man sieht aber, wie er, ohne die Schrift selbst gelesen zu haben, nach dem Hörensagen belletristisch über sie phantasirt.

Bei seiner Besprechung des Catéchisme sagt Stein: „Von .... kommt St. Simon zu einer Geschichte der Industrie in ihrem Verhältniß zur Staatsgewalt .... er ist der erste, der es zum Bewußtsein gebracht hat, daß in der Wissenschaft der Industrie ein staatliches Moment verborgen liege .... es läßt sich nicht läugnen, daß ihm ein wesentlicher Anstoß gelungen ist. Denn erst seit ihm besitzt Frankreich eine Histoire de l'économie politique.“ (S. 165, 170.)

Stein selbst ist im höchsten Grade konfus, wenn er von einem „staatlichen Moment" in der „Wissenschaft der Industrie" spricht. Er zeigt indeß, daß er eine richtige Ahnung hatte, indem er hinzufügt, daß die Geschichte des Staates auf's Genaueste zusammenhängt mit der Geschichte der Volkswirthschaft.

Sehen wir aber, wie Herr Grün später, wo er von der St. Simonistischen Schule spricht, diesen Fetzen Steins sich aneignet.

„St. Simon hatte in seinem Katechismus der Industriellen eine Geschichte der Industrie versucht, indem er das staatliche Element in ihr hervorhob. Der Meister selbst brach **also** die Bahn zur politischen Oekonomie." (S. 99.)

Herr Grün verwandelt „also" zunächst das „staatliche Moment" in ein „staatliches Element" und macht es zu einer sinnlosen Phrase, indem er die näheren Data, die Stein gegeben hatte, wegläßt. Dieser „Stein, den die Bauleute verworfen haben," ist für Herrn Grün wirklich zum „Eckstein" seiner „Briefe und Studien" geworden, zugleich aber auch zum Stein des Anstoßes. Aber noch mehr. Während Stein sagt, St. Simon habe durch Hervorhebung dieses staatlichen Moments in der Wissenschaft der Industrie die Bahn gebrochen zur Geschichte der politischen Oekonomie, läßt Herr Grün ihn die Bahn zur politischen Oekonomie selbst brechen. Herr Grün raisonnirt etwa so: Oekonomie gab es bereits vor St. Simon; wie Stein erzählt, hob er das staatliche Moment in der Industrie hervor, machte also die Oekonomie staatlich, — staatliche Oekonomie = politische Oekonomie, „also" brach St. Simon

die Bahn zur politischen Oekonomie. Herr Grün verräth unläugbar einen sehr heitern Geist bei Bildung seiner Konjekturen.

Der Art, wie Herr Grün St. Simon die Bahn zur politischen Oekonomie brechen läßt, entspricht die Art, wie er ihn die Bahn zum wissenschaftlichen Sozialismus brechen läßt. „Er (der St. Simonismus) „enthält den wissenschaftlichen Sozialismus, indem St. Simon sein ganzes Leben lang nach der neuen Wissenschaft suchte.“! (S. 82).

3. Nouveau Christianisme.

Herr Grün giebt in derselben glänzenden Weise, wie bisher, Auszüge aus den Auszügen von Stein und Reybaud mit belletristischer Ausschmückung und unbarmherziger Zerreißung der bei diesen zusammengehörigen Glieder. Wir geben nur ein Beispiel, um zu zeigen, daß er auch diese Schrift nie in der Hand gehabt hat.

„Es galt für St. Simon, eine einheitlige Weltanschauung herzustellen, wie sie für organische Geschichtsperioden paßt, die er ausdrücklich den kritischen gegenüberstellt. Seit Luther leben wir nach seiner Meinung in einer kritischen Periode, er gedachte den Anfang der neuen organischen Periode zu begründen. Daher das neue Christenthum.“ (S. 88.)

St. Simon hat nie und nirgends die organischen Geschichtsperioden den kritischen gegenübergestellt. Herr Grün lügt dies geradezu. Erst Bazard machte diese Eintheilung. Herr Grün fand bei Stein und Reybaud, daß im Nouveau Christianisme St. Simon die Kritik Luthers anerkennt, aber seine positive, dogmatische Doktrin mangelhaft findet. Herr Grün wirft diesen Satz mit seinen Reminiscenzen aus eben denselben Quellen über die St. Simonistische Schule zusammen und fabrizirt daraus seine obige Behauptung.

Nachdem Herr Grün in der geschilderten Weise über St. Simon's Leben und Werke, mit einziger Benutzung von Stein und dessen Leitfaden Reybaud, einige belletristische Phrasen gemacht, schließt er mit dem Ausruf:

„Und diesen St. Simon haben die Philister der Moral, Herr Reybaud und mit ihm die ganze Schaar deutscher Nachschwätzer in Schutz nehmen zu müssen geglaubt, indem sie mit ihrer gewöhnlichen Weisheit orakelten, ein solcher Mensch, ein solches Leben seien nicht nach gewöhnlichen Maaßstäben zu messen! — Sagt doch, sind Eure Maaßstäbe von Holz? Sprecht die Wahrheit, es soll uns lieb sein, wenn sie von recht festem Eichenstamm sind. Gebt sie her, wir wollen sie als ein kostbares Geschenk dankbar hinnehmen, wir wollen sie nicht verbrennen, behüte! Wir wollen den Rücken der Philister mit ihnen — messen.“ (S. 89.)

Durch solche burschikose Phrasen dokumentirt Herr Grün seine Ueberlegenheit über seine Vorbilder.

4. Saint-Simonistische Schule.

Da Herr Grün von den St. Simonisten gerade so viel gelesen hat, wie von St. Simon selbst, nämlich Nichts, so hätte er wenigstens einen ordentlichen Auszug aus Stein und Reybaud machen, die chronologische Reihenfolge beobachten, den Verlauf im Zusammenhange erzählen, die nöthigen Punkte erwähnen sollen. Statt dessen thut er, durch sein böses Gewissen verleitet, das Gegentheil, wirft möglichst durch einander, läßt die allernöthigsten Dinge aus, und richtet eine Konfusion an, die noch größer ist, als in seiner Darstellung von St. Simon. Wir müssen uns hier noch kürzer fassen, da wir ein Buch schreiben müßten, so dick wie das des Herrn Grün, um jedes Plagiat und jeden Schnitzer hervorzuheben.

Ueber die Zeit vom Tode St. Simons bis zur Juli-Revolution, die Zeit, wohin mit die bedeutendste theoretische Entwickelung des St. Simonismus fällt, erfahren wir Nichts. Hiermit fällt sogleich der bedeutendste Theil des St. Simonismus, die Kritik der bestehenden Zustände, ganz fort für Herrn Grün. Es war in der That auch schwer, hierüber etwas zu sagen, ohne die Quellen selbst, namentlich die Journale zu kennen.

Herr Grün eröffnet seinen Kursus über die Saint-Simonisten mit folgendem Satze: „Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken, so heißt das praktische Dogma des St. Simonismus." Wie Reybaud (S. 96) diesen Satz als Uebergangspunkt von St. Simon zu den St. Simonisten darstellt, so Herr Grün, der fortfährt: „Es entspringt unmittelbar aus dem letzten Worte St. Simons, allen Menschen die freiste Entwickelung ihrer Anlagen zu sichern." Herr Grün wollte sich hier von Reybaud unterscheiden. Reybaud knüpft dieses „praktische Dogma" an den Nouveau Christianisme an. Herr Grün hält dies für einen Einfall Reybaud's und substituirt dem Nouveau Christianisme ungenirt das letzte Wort St. Simons. Er wußte nicht, daß Reybaud nur einen wörtlichen Auszug aus der Doctrine de St. Simon, Exposition, première année p. 70, gab. Herr Grün weiß sich nicht recht zu erklären, wie hier bei Reybaud, nach einigen Auszügen über die religiöse Hierarchie des St. Simonismus, das „praktische Dogma" plötzlich hineingeschneit kommt. Während dieser Satz, erst im Zusammenhang mit den religiösen Ideen des Nouveau Christianisme aufgefaßt, auf eine neue Hierarchie hinweisen kann; während er ohne diese Ideen höchstens eine profane Klassifikation der Gesellschaft verlangt: bildet sich Herr Grün ein, aus diesem Satze allein folge die Hierarchie. Er sagt (S. 91): „Jedem nach seiner Fähigkeit, das

heißt, die katholische Hierarchie zum Gesetz der gesellschaftlichen Ordnung machen. Jeder Fähigkeit nach ihren Werken, das heißt auch noch die Werkstatt zur Sakristei, auch noch das ganze bürgerliche Leben in eine Werkstatt des Pfaffen verwandeln." Bei Reybaud findet er nämlich im oben erwähnten Auszug aus der Exposition: „L'église vraiment universelle va paraître . . . l'église universelle gouverne le temporel comme le spirituel . . . la science est sainte, l'industrie est sainte . . . et tout bien est bien d'église et toute profession est une fonction religieuse, un grade dans la hiérarchie sociale. — A chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres. Herr Grün hatte offenbar nur diese Stelle umzudrehn, nur die vorhergehenden Sätze in Folgerungen aus dem Schlußsatz zu verwandeln, um seinen ganz unbegreiflichen Satz herauszubringen.

„So wirr und kraus gestaltet sich" die Grün'sche Wiederspiegelung des St. Simonismus, daß er S. 90. erst aus dem „praktischen Dogma" ein „geistiges Proletariat," aus diesem geistigen Proletariat eine „Hierarchie der Geister" und aus dieser Hierarchie der Geister eine Spitze der Hierarchie hervorgehen läßt. Hätte er auch nur die Exposition gelesen, so würde er gesehen haben, wie die religiöse Anschauungsweise des Nouveau Christianisme in Verbindung mit der Frage, wie denn die capacité festzustellen sei, die Nothwendigkeit der Hierarchie und ihrer Spitze hereinbringt.

Mit dem Einen Satz A chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres hat Herr Grün seine ganze Darstellung und Kritik der Exposition von 1828 — 29 abgeschlossen. Den Producteur und Organisateur erwähnt er außerdem kaum einmal. Er blättert in Reybaud und findet in dem Abschnitt: Dritte Epoche des St. Simonismus (S. 126, Stein S. 203): „ . . . . et les jours suivants le Globe parut avec le sous litre de Journal de la doctrine de Saint-Simon, laquelle était resumée comme suit sur sa première page:

RELIGION

Science Industrie

Association universelle.

Herr Grün springt nun unmittelbar von dem obigen Satze in's Jahr 1831, indem er Reybaud folgendermaaßen verarbeitet (S. 91):

„Die St. Simonisten stellten folgendes Schema ihres Systems auf, dessen Formulirung besonders das Werk Bazard's war:

Religion

Wissenschaft Industrie

Allgemeine Assoziation.

Herr Grün läßt drei Sätze fort, die ebenfalls auf dem Titel des Globe stehen und sich alle auf praktische soziale Reformen beziehen. Sie finden sich sowohl bei Stein als bei Reybaud. Er thut dies, um das bloße Aushängeschild des Journals in ein „Schema" des Systems verwandeln zu können. Er verschweigt, daß es auf dem Titel des Globe stand und kann nun in dem verstümmelten Titel dieses Blattes den ganzen St. Simonismus durch die kluge Bemerkung kritisiren, daß die Religion obenanstehe. Er könnte übrigens bei Stein finden, daß im Globe dieß keinesweges der Fall ist. Der Globe enthält, was Herr Grün freilich nicht wissen konnte, die ausführlichsten und wichtigsten Kritiken der bestehenden, besonders der ökonomischen Zustände. — Woher Herr Grün die neue, aber wichtige Nachricht hat, daß die „Formulirung" dieses „Schema" von vier Worten „besonders das Werk Bazard's war," ist schwer zu sagen.

Vom Januar 1831 springt Herr Grün jetzt zurück zum Okt. 1830: „Ein kurzes, aber umfassendes Glaubensbekenntniß adressirten die St. Simonisten in der Periode Bazard" (woher die? S. Stein und Reybaud) „kurz nach der Juli-Revolution an die Deputirtenkammer, nachdem die Herren Dupin und Mauguin sie von der Tribüne herab bezüchtigt hatten, Güter- und Weibergemeinschaft zu lehren." Folgt nun diese Adresse und macht Herrn Grün darauf die Bemerkung: „Wie vernünftig und gemessen ist das Alles noch. Bazard redigirte die Eingabe an die Kammer.„ (S. 92, 94.)

Was zunächst diese Schlußbemerkung betrifft, so sagt Stein (S. 205): „Seiner Form und Haltung nach stehen wir keinen Augenblick an, es (dies Aktenstück) mit Reybaud Bazard mehr zuzuschreiben, als Enfantin." Und Reybaud (S. 123): „Aux formes, aux prétentions assez moderées de cet écrit, il est facile de voir qu'il provenait plutôt de l'impulsion de M. Bazard que de celle de son collégue." Herrn Grüns geniale Kühnheit verwandelt Reybaud's Vermuthung, daß Bazard eher als Enfantin den Anstoß zu dieser Adresse gab, in die Gewißheit, daß er sie ganz redigirte. Der Uebergang zu diesem Aktenstück ist übersetzt aus Reybaud (S. 122): „M. M. Dupin et Mauguin signalérent du haut de la tribune une secte qui prêchait la communauté ses biens et la communauté des femmes." Nur läßt Herr Grün das

von Reybaud gegebene Datum weg, und sagt dafür: „kurz nach der Julirevolution." Die Chronologie paßt überhaupt nicht in die Art des Herrn Grün, sich von seinen Vorgängern zu emanzipiren. Von Stein unterscheidet er sich hier, indem er in den Text setzt, was bei Stein in einer Note steht, indem er den Eingangs-Passus der Adresse wegläßt, indem er fonds de production (produktives Kapital) mit „Grundvermögen" et classement social des individus (gesellschaftliche Klassifizirung der Individuen) mit „gesellschaftliche Ordnung der Einzelnen" übersetzt.

Folgen nun einige lüderliche Notizen über die Geschichte der St. Simonistischen Schule, welche mit derselben künstlerischen Plastik aus Stein, Reybaud und L. Blanc zusammengewürfelt sind, wie oben das Leben St. Simons. Wir überlassen dem Leser, diese im Buche nachzusehen.

Wir haben jetzt Alles mitgetheilt, was Herr Grün vom St. Simonismus in der Periode Bazard d. h. seit dem Tode St. Simons bis zum ersten Schisma zu sagen weiß. Er kann jetzt einen belletristisch-kritischen Trumpf ausspielen, indem er Bazard einen „schlechten Dialektiker" nennt und fortfährt:

„Aber so sind die Republikaner. Sie wissen nur zu sterben, Cato wie Bazard; wenn sie sich nicht erdolchen, lassen sie sich das Herz brechen." (S. 95.)

„Wenige Monate nach diesem Streite brach ihm (Bazard) das Herz." Stein, S. 210.

Wie richtig die Bemerkung des Herrn Grün ist, beweisen Republikaner wie Levasseur, Carnot, Barrère, Billaud-Varennes, Buonarotti, Teste, D'Argenton rc.

Folgen nun einige banale Phrasen über Enfantin, wo wir bloß auf folgende Entdeckung des Herrn Grün aufmerksam machen: „Wird es an dieser geschichtlichen Erscheinung endlich klar, daß die Religion Nichts ist, als Sensualismus, daß der Materialismus kühn denselben Ursprung in Anspruch nehmen darf, wie das heilige Dogma selbst?" (S. 97.) Herr Grün blickt selbstgefällig um sich: „Hat schon wohl Jemand daran gedacht?" Er würde nie „daran gedacht" haben, wenn nicht schon die Hallischen Jahrbücher bei Gelegenheit der Romantiker „daran gedacht" hätten. Man hätte übrigens hoffen können, daß seit der Zeit Herr Grün weiter gedacht hätte.

Herr Grün weiß, wie wir gesehen haben, von der ganzen ökonomischen Kritik der St. Simonisten Nichts. Indessen benutzt er Enfantin, um auch über die ökonomischen Konsequenzen St. Simon's, von denen er schon oben fabelte, ein Wort zu sagen. Er findet nämlich bei Reybaud (S. 29 sq.) und Stein (S. 206) Auszüge aus der politischen Oeko-

nomie Enfantin's, verfälscht aber auch hier, indem er die Aufhebung der Steuern auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, welche Reybaud und Stein nach Enfantin richtig als Konsequenz der Vorschläge über das Erbrecht darstellen, zu einer gleichgültigen, unabhängigen Maaßregel neben diesen Vorschlägen macht. Er beweis't auch darin die Originalität, daß er die chronologische Ordnung verfälscht, zuerst vom Priester Enfantin und Ménilmontant, und dann vom Oekonomen Enfantin spricht, während seine Vorgänger die Oekonomie Enfantin's in der Periode Bazard's gleichzeitig mit dem Globe behandeln, für den sie geschrieben wurde. Wenn er hier die Periode Bazard in die Periode von Ménilmontant hineinzieht, so zieht er später, wo er von der Oekonomie und M. Chevalier spricht, wieder die Periode von Ménilmontant herein. Das Livre nouveau giebt ihm hiezu Gelegenheit, und wie gewöhnlich verwandelt er die Vermuthung Reybaud's, daß M. Chevalier der Verfasser dieser Schrift sei, in eine kategorische Behauptung.

Herr Grün hat jetzt den St. Simonismus „in seiner Gesammtheit" (S. 82) dargestellt. Er hat sein Versprechen gehalten, „ihn nicht in seine Literatur hinein kritisch zu verfolgen" (ibid.) und hat sich daher in eine ganz andere Literatur, in Stein und Reybaud, höchst unkritisch verwickelt. Zum Ersatz giebt er uns Aufschlüsse über M. Chevalier's ökonomische Vorlesungen von 1841—42, wo er längst aufgehört hatte, St. Simonist zu sein. Herrn Grün lag nämlich, als er über den St. Simonismus schrieb, eine Kritik dieser Vorlesungen in der Revue de deux Mondes vor, die er in derselben Weise benutzen konnte, wie bisher Stein und Reybaud. Wir geben nur eine Probe seiner kritischen Einsicht.

„Er behauptet darin, es würde nicht genug produzirt. Das ist ein Wort, ganz würdig der alten ökonomischen Schule und ihrer verrosteten Einseitigkeiten . . . So lange die politische Oekonomie nicht einsieht, daß die Poduktion abhängig von der Konsumtion ist, so lange kommt diese sogenannte Wissenschaft auf keinen grünen Zweig." (S. 102.)

Man sieht, wie Herr Grün mit den ihm vom wahren Sozialismus überlieferten Phrasen über Konsumtion und Produktion weit über jedes ökonomische Werk erhaben dasteht. Abgesehen davon, daß er in jedem Oekonomen finden kann, daß die Zufuhr auch von der Nachfrage, d. h. die Produktion von der Konsumtion abhängt, giebt es in Frankreich sogar eine eigene ökonomische Schule, die von Sismondi, welche die Produktion in einer andern Weise von der Konsumtion abhängig machen will, als dies durch die freie Konkurrenz ohnehin der Fall ist, und welche den entschiedensten Gegensatz bildet zu den von Herrn Grün angefeindeten Oekonomen. Wir werden Herrn Grün übrigens erst später mit dem ihm an-

vertrauten Pfunde, der Einheit von Produktion und Konsumtion mit Erfolg wuchern sehen.

Herr Grün entschädigt den Leser für die durch seine dünnen, verfälschten und mit Phrasen adulterirten Auszüge aus Stein und Reybaud erregte Langeweile durch folgendes jungdeutsch-sprühende, humanistisch-glühende und sozialistisch-blühende Raketenfeuer:

„Der ganze St. Simonismus als soziales System war nichts weiter als ein Sprudelregen von Gedanken, den eine wohlthätige Wolke über den Boden Frankreichs ausgoß.“ (Früher S. 82, 83. „eine Lichtmasse, aber noch als Lichtchaos (!) nicht als geordnete Helle“!!) Er war ein Schaustück von der erschütterndsten und lustigsten Wirkung zugleich. Der Dichter starb noch vor der Aufführung, der eine Regisseur während der Vorstellung; die übrigen Regisseure und sämmtliche Schauspieler legten ihre Kostüme ab, schlüpften in ihre bürgerlichen Kleider hinein, gingen heim und thaten, als sei Nichts vorgefallen. Es war ein Schauspiel, ein interessantes; zuletzt etwas verwirrt, einige Akteure chargirten — das war Alles.“ (S. 104.)

Wie richtig hat Heine seine Nachkläffer beurtheilt: „Ich habe Drachenzähne gesäet und Flöhe geerntet.“

(Schluß folgt.)

Ueber Steuern in Preußen.

I. Allgemeines.

Die Steuerfrage ist keine Frage des Proletariats, in dem Sinne, wie es von den Organen des Liberalismus täglich von Neuem, wenn auch ohne neue Begründung vorgebracht wird, wie es von den meisten Rednern des Vereinigten Landtages dargestellt ist. Die Lage der Nichtsbesitzenden wird durch Steuerbefreiung nicht verbessert, wie durch Steuerzahlung nicht verschlechtert. Der Graf Renard hat ganz Recht, wenn er behauptet: „Nicht der Arbeiter oder der Tagelöhner, diese großen Hebel jeder Bewegung, jeder Kraft, zahlt die Kopfsteuer, die Salzsteuer, sondern der, welcher seiner Arbeiten, seiner Leistungen bedarf;“ und „die Mahl- und Schlachtsteuer findet sich z. B., wie der Abg. v. Waldbott sagt, in dem Preise eines jeden Rockes, in jedem Paar Stiefel, welches in der Stadt gearbeitet wurde, und der Konsument oder Abnehmer erstattet beim Ankaufe seinen, wenn auch noch so kleinen Antheil an der vorgelegten Steuer.“

Der besitzlose Arbeiter zahlt keine Steuer, er legt sie nur vor. Sie muß ihm im Arbeitslohne wiederersetzt werden, denn dieser bestimmt sich nicht allein nach der Nachfrage nach Arbeit, sondern auch nach der Höhe der Summe, welche für die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse des Arbeiters erforderlich ist. Diese kann zwar auf ein Minimum, einzelne vorübergehende Fälle abgerechnet, aber nicht unter dasselbe hinabgedrückt werden — ein Minimum, welches sich nach dem Grade der für eine Arbeit erforderlichen Bildung verschieden stellt; — es muß also auch eine Abgabe, welche unmittelbar vom Arbeiter gezahlt werden soll, das Minimum um wenigstens den ganzen Betrag dieser Abgabe höher halten, da er das, was diese Abgabe in Anspruch nimmt, nicht zum Ankaufe von Lebensmitteln p. p. verwenden kann, — ja noch um etwas mehr, da er auch seine Bedürfnisse wegen der allgemeinen Vertheuerung der Produktion, worauf wir gleich zurückkommen werden, theurer einkaufen muß. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine Besteuerung des besitzlosen Arbeiters, finde sie unmittelbar in Gelde oder mittelbar durch Vertheuerung seiner Bedürfnisse statt, etwas sehr Gehässiges hat, auch kann die unverhältnißmäßige Besteuerung einzelner Produkte ihn bisweilen zwingen, zu schlechten Surrogaten seine Zuflucht zu nehmen; einen wesentlichen Einfluß auf seine Lage können wir der Besteuerung indeß in keiner Weise zugestehen. Anders stellt es sich für den kleinen Besitz; sein Ruin wird durch die Steuer häufig sehr beschleunigt, wie dieß z. B. in Bezug auf die Weinbauern schon früher von der Rheinischen Zeitung nachgewiesen wurde; aber er wird doch auch nur beschleunigt, denn dem Loose, die Schaaren des Proletariates zu vermehren, ist mit wenigen glücklichen Ausnahmen, die sich aus dem allgemeinen Misere in die Reihen unserer Geldfürsten emporschwingen, der kleine Besitzer doch unwiderruflich verfallen, die freie Konkurrenz treibt ihn widerstandlos diesem Ziele zu. — Von der größten Bedeutung ist die Steuerfrage dagegen für Handel und Industrie, und ihr Interesse wird bei einer künftigen, von der dringendsten Nothwendigkeit gebotenen Steuerreform das allein leitende sein. Mag es einem großen Theile unserer Deputirten augenblicklich auch noch Ernst sein mit ihren philanthropischen Reden, mit den „Opfern," welche sie dem Proletariate bringen wollen, während ohne Zweifel auch schon jetzt Mancher die Philanthropie nur als Deckmantel anderer Zwecke benutzt, — mit der weiteren Entwickelung treten die Interessen schroffer einander gegenüber, die Philanthropie weicht englischen Armengesetzen, und diejenigen, welchen das Wohl des Volkes wirklich noch am Herzen liegt, werden sich gewaltig in der Minorität befinden in einer Kammer, für welche nur der Besitz und zwar ein großer und langer Besitz befähigt. — Die Steuer-

frage ist eine Frage der Bourgeoisie, behandeln wir sie als solche, und mischen wir keine fremde Elemente hinein, welche das Wasser nur trüben. Aber auch als Frage der Bourgeoisie kann sie dem Proletariate nicht gleichgültig sein, sein Interesse daran ist sogar ein sehr wesentliches, da durch die Ausbildung und Entwickelung seines Gegensatzes die eigene bedingt ist.

Sämmtliche Abgaben und Zölle zerfallen je nach den Zwecken, welche bei ihrer Erhebung vorwalten, in zwei ganz verschiedene Klassen, die scharf von einander gesondert werden müssen: entweder sollen sie 1) der Regierung eine Einnahme verschaffen, wodurch sie in den Stand gesetzt wird, die im Interesse des Staates nöthigen Ausgaben zu bestreiten, oder 2) sollen sie die Industrie, die Gewerbe oder den Ackerbau des betreffenden Landes gegen die Konkurrenz des Auslandes schützen, und es ist nur Nebensache, daß sie zugleich eine Einnahmequelle für die Regierung bilden. — Man hat diese Scheidung nicht zu allen Zeiten gemacht, und auch noch sind in den meisten Ländern fiskalische Rücksichten überwiegend bei Bestimmung oder Aufrechthaltung der Grenzzölle. Die nothwendige Folge davon ist, daß manche Industriezweige, welche in dem betreffenden Lande einen günstigen Boden finden würden, gar nicht oder nur nothdürftig aufkommen können, daß dagegen manche Treibhauspflanzen erzeugt werden, welche bei der geringsten Temperaturveränderung den Kopf hängen lassen. Das alles ist allein da nicht zu befürchten, wo der Bourgeoisie selbst die Ordnung dieser Angelegenheiten überlassen ist; das mächtigste Interesse wird hier den Sieg davon tragen, es wird sich alle anderen dienstbar machen, und das Land wird zu der größtmöglichsten „Nationalwohlfahrt," zu dem größtmöglichsten „Nationalreichthum" emporsteigen, wobei freilich nicht ausgeschlossen ist, daß der größte Theil des Volkes sich in einer bedrängten und elenden Lage befindet. Der Reichthum konzentrirt sich in den Händen einiger Wenigen, und es kann hier nur die Frage sein, ob diese Wenigen in oder außer dem Lande sein sollen. Das ist eine traurige Aussicht; freilich, aber es ist der Dornenweg, den wir einer besseren Zukunft entgegenwandeln müssen. — Jeder Industriezweig, ist er nicht stark genug, um auch ungeschützt die Konkurrenz eines fremden Landes zu ertragen, wünscht für sich den größten Schutz, für die übrigen die größte Schutzlosigkeit, wenigstens gegen die Konkurrenz des Auslandes, damit ihm ihre Produkte zu möglichst geringem Preise zu Gebote stehen. Jeder Industrielle, jeder Landwirth ist Freetrader in allen Punkten, mit einziger Ausnahme seines eigenen Produktionszweiges; nur wo er die ganze Welt nicht zu fürchten hat, wie der englische Baumwollenlord, der amerikanische Ackerbauer, ist er vollkommener Freetrader. Bildet sich in einem Lande ein

Industriezweig mächtig genug heraus, so wird er sich die andern unterthänig machen, wo nicht, werden sie sich gegenseitig Konzessionen zu machen haben, welche so lange gehalten werden, als die Macht des Gegners dazu zwingt. Der Kampf selbst muß aber gekämpft werden, die verschiedenen Interessen lassen sich von keiner „über den Parteien stehenden Macht" vereinigen oder zur Ruhe verweisen, ohne Nachtheil für die ganze Entwickelung; der deutsche Zollverein wird ein unmächtiger Zwitter bleiben, so lange nicht mit der nöthigen Macht ausgerüstete zentrale Handelskammern seine Interessen wahrnehmen. —

Doch lassen wir die Grenzzölle und den Freetrade; wir wollen dieses Mal nur die erste Klasse der Abgaben etwas näher in's Auge fassen. Was Ricardo von den Auflagen im Allgemeinen sagt, gilt unbedingt von ihnen, wenn sie nicht selbst wieder zu industriellen Unternehmungen der Regierung, wie Chaussee-, Kanal-, Eisenbahnbauten p. p. verwandt werden. „Es giebt keine Art Auflage, heißt es in seinen „Grundsätzen der politischen Oekonomie," welche nicht der Kapitalanhäufung entgegen wäre, weil es keine giebt, die nicht der Produktion Fesseln anlegte, und die nämlichen Wirkungen mit sich führte, wie unfruchtbarer Boden, übles Klima, verringerte Geschicklichkeit und Betriebsamkeit, schlechte Vertheilung der Arbeit oder Verlust einiger nützlicher Maschinen." Es kleben jedoch nicht allen Auflagen diese Nachtheile in gleichem Maaße an, die eine wirkt hindernder als die andere, je nachdem durch ihre Erhebung die Freiheit des Verkehrs und der Produktion mehr oder weniger beschränkt, oder durch Vertheuerung der Erhebungskosten dem Volke ein größeres Kapital entzogen wird, als bei anderer Erhebungsart nothwendig wäre. Da nun die Abgaben überhaupt, so lange Staaten existiren, so lange Privateigenthum geschützt werden muß, nicht beseitigt werden können, so muß man wenigstens dahin streben, sie so aufzulegen und zu erheben, daß sie der Anhäufung des Nationalkapitals möglichst wenig in den Weg treten. — Am verderblichsten wirkt in dieser Hinsicht jede Besteuerung der Arbeitskräfte: sie erhöht unmittelbar die Produktionskosten für alle Zweige unserer Thätigkeit, und unterstützt dadurch wesenlich die Konkurrenz des Auslandes. Je mehr wir durch wohlfeile Produktion in Stand gesetzt sind, ausländische Märkte für uns zu erobern und zu behaupten, desto mehr trägt auch das Ausland zur Vermehrung unseres Nationaleinkommens bei, desto mehr erleichtert es uns, die Lasten zu tragen, welche uns durch die Steuern aufgelegt werden, es zahlt, indem es unser Einkommen vermehren hilft, selbst einen Theil dieser Abgaben, welche doch größtentheils von dem Einkommen entnommen werden; je mehr aber umgekehrt diese Steuern dazu beitragen, unsere Produktion zu vertheuern, desto schwieriger wird für uns nicht allein die

Behauptung ausländischer Märkte, wir werden sogar ohne künstliche Schutzmittel auf den eigenen Märkten von den Produkten des Auslandes überschwemmt werden, und so für das Ausland zahlen, statt von diesem im Tragen unserer Lasten unterstützt zu werden. Ja, die Steuern sind auf diese Weise schon ganz allein im Stande, eine Verminderung nicht nur des Nationaleinkommens, sondern selbst des Nationalkapitals, und also eine immer weiter fortschreitende Verarmung des ganzen Landes herbeizuführen; und zwar kann ein solches Resultat leichter durch die unzweckmäßige Art ihrer Erhebung, als durch ihre Höhe herbeigeführt werden. Die Arbeitskräfte werden aber nicht allein besteuert durch die Abgaben, welche unmittelbar vom Arbeiter entnommen werden; es haben viele Steuern dieselbe Wirkung, denen man es nicht auf den ersten Blick ansieht, wie es sich aus der folgenden Prüfung der einzelnen bei uns eingeführten Steuern ergeben wird. — Adam Smith stellt für die Steuergesetzgebung folgende Maximen auf:

A. Die Unterthanen eines jeden Staates müssen zu dem Bedürfniß der Regierung beitragen, jeder im Verhältniß zu seiner Leistungsfähigkeit.

„B. Die Quote, die jeder verbunden ist, zu zahlen, muß bestimmt und nicht willkürlich sein.

„C. Jede Auflage muß zu der Zeit und auf die Weise erhoben werden, die man als die bequemste für die Kontribuenten annehmen kann.

„D. Jede Auflage muß so berechnet sein, daß sie über das, was sie dem Staatsschatz einbringt, so wenig als möglich aus den Taschen des Volks nimmt, und daß sie sobald als möglich wieder in die Hände des Publikums zurückfließt."

Ich glaube, daß eine Auflage, welche allen diesen Anforderungen entspricht, die zweckmäßigste sein wird, sowohl im Interesse des Volkes, als der Regierung; sehen wir, wie weit solches bei unsern Steuern der Fall ist.

Vorher möge mir der Leser jedoch noch eine kleine Abschweifung gestatten. Die „Triersche Ztg." hat die Steuerfrage ebenfalls behandelt, in Nr. 176—179 werden wir mit der „Aufhebung der Schlacht- und Mahlsteuer und der Einführung einer Einkommensteuer" unterhalten. Ihr Mitarbeiter hat es verstanden, was uns bisher noch nicht gelungen ist, eine Stellung „über den Parteien zu gewinnen," es wird daher nicht ohne Interesse sein, seine Stimme zu vernehmen. „Partei kann man nicht sein, ohne Unrecht zu haben, ruft uns dieser scharfsinnige Mann zu, da eine **Partei** nur immer eine **Partie** der Wahrheit für sich hat." Mit dieser „ausgemachten Wahrheit" hat er sich von vornherein gegen alle Angriffe

sicher gestellt, wir kleinen Parteimenschen werden ihn auf seinem hohen Postamente niemals erreichen; wie sollen wir mit einer Partie der Wahrheit gegen die ganze Wahrheit ankämpfen? nehmen wir sie auf mit gläubigem Gemüthe! — Zuerst erfahren wir die große Wahrheit, daß „so wenig wie der erste preuß. Reichstag der Reichstag überhaupt, oder auch nur der folgende Reichstag sei, ebenso wenig auch die vom ersten preuß. Reichstage befehdete Presse die Presse überhaupt oder auch nur die Presse des folgenden Jahres sei." Hieraus wird dann mit einem bedeutenden Aufwande von Logik gefolgert, daß „der erste preußische Reichstag nur in einem Verhältnisse stehe zu der gegenwärtigen Presse, und auch zu dieser nur in sofern (!!!), — als die gegenwärtige Presse denselben Begriff von der Gegenwart habe, wie der erste Reichstag, auf denselben Staatsprinzipien fuße, dieselben Ziele anstrebe." Jedenfalls muß der unparteiische Kritiker hier ein Liebesverhältniß im Auge gehabt haben, da ich sonst nicht einsehen kann, weshalb der „Reichstag" nicht auch zu einer weniger mit ihm harmonirenden Presse im Verhältniß stehen soll. — Wir sind zu sehr daran gewöhnt, der Presse einen Einfluß auf die Entwickelung zuschreiben zu sehen, wie sie ihn ohne Unbescheidenheit wohl nicht füglich in Anspruch nehmen kann, als daß wir uns darüber wundern sollten, daß es auch hier geschieht. Die Presse ist die Mutter des Liberalismus, des Konstitutionalismus, die Theorie ist es, welche alle Umgestaltungen und neue Schöpfungen hervorruft; das sind so allbekannte Geschichten, daß man sie von jedem Philister hören kann, der nur des Abends hinter dem Bierkruge seine Zeitung liest; der materiellen Interessen wird mit keiner Silbe gedacht, als ob sie nicht die Mutter aller Theorien wären, als ob sie es nicht gerade wären, welche in der Bourgeoisie den Wunsch nach konstitutioneller Verfassung rege machen müßten. Unser unparteiischer Kritiker weiß den Einfluß der Presse aber gar in eine mathematische Formel zu bringen, mit der man die Zukunft genau vorausberechnen kann. „Die Presse in zwei Jahren ist gleich dem Reichstage in vier Jahren." Gott sei Dank, daß die Politik nicht mehr so viel Zeit in Anspruch nimmt; man liest nur einige liberale Zeitungen, und erreicht dasselbe damit, wie bisher mit mühevollem Studium. Der unparteiische Kritiker würde sich gewiß sehr verdient machen, wollte er für andere Länder ähnliche Formeln aufstellen. — So hätten wir uns denn endlich bis zur Steuerfrage wieder durchgewunden. Hier werden wir zuerst über das Wesen der Konsumtionssteuer belehrt, daß eine solche eigentlich gar nicht existire, daß jede, welche man gewöhnlich dafür halte, in Wirklichkeit doch eine Produktionssteuer sei, da „der Konsument nichts, gar nichts habe, was man ihm, ganz oder theilweise nehmen könne, da sein ganzes

Vermögen in seinem Magen bestehe." „Der Irrthum, meint der Parteilose, rühre daher, daß man einen Menschen für einen Konsumenten halte, der nebenbei auch noch Konsument sei." — Man konsumirt nun freilich auch noch in vielfach anderer Weise, als blos mit dem Magen, man konsumirt auch Kleider, Häuser ꝛc.; ich glaube aber doch nicht, daß außer unserm Kritiker schon Jemand auf den schlauen Einfall gekommen ist, daß die Konsumtionssteuer „von der Konsumtion" bezahlt werden müßte, denn so gut, wie ich zum Eintausch der Konsumtionsartikel anderer Produkte bedarf, so gut bedarf ich deren auch, wenn durch eine aufgelegte Steuer diese Artikel vertheuert werden; ich bezahle diese Steuer aber als Konsument, und nur deshalb, weil ich konsumire, sie heißt daher mit Recht Konsumtionssteuer. Es heißt weiter nichts, als mit Worten spielen, die Begriffe verwirren, wenn man den Namen einer Produktionssteuer für sie in Anspruch nehmen will, weil ich zu ihrer Bezahlung Produkte nothwendig habe; die bedarf ich für jede Steuer, die lange Auseinandersetzung unseres Kritikers läuft daher auf eine sehr allgemeine Allgemeinheit hinaus. — Eine solche „indirekte Produktionssteuer" würde er indessen für „tadellos halten, und mit Rücksicht auf die menschliche Schwäche und Einbildungskraft sogar empfehlen, unter Einer Bedingung, wenn nämlich alle Konsumenten zugleich und im selben Maaße, als sie Konsumenten sind, Produzenten wären." Weil man nun aber heut zu Tage sehr viel produziren kann, ohne dadurch genug zu erwerben, um seine Konsumtionsbedürfnisse befriedigen zu können, Andere aber mit geringerer Produktion Bedeutenderes erwerben, so gestaltet der Parteilose dieses Verhältniß eiligst um, und läßt das Proletariat seine Produktion einstellen, damit er seinen obigen Satz beweisen kann. „Das Proletariat kann auch definirt werden, diejenigen Leute, welche die Hälfte der Produktionssteuer bezahlen, ohne daß sie selbst produziren." — Zuletzt wird dem Nachdenken eines Jeden die Frage empfohlen: „Ist die ungerechte Vertheilung der Steuer die Ursache oder die Folge des Pauperismus?" — Dinge, zwischen denen ein ungefähr ebenso starker Kausalnexus besteht, wie zwischen der Entwickelung des konstitutionellen Staates und der Aufhebung der Sklaverei. Vorher erscheint diese „Frage nach der Organisation der Arbeit durch den Staat" aber in noch zwei umfaßbareren Gestalten: 1) „Ist es dem Staate möglich, durch Steuererleichterung für die Nicht-Vollproduzenten (worunter hier die Proletarier zu verstehen sind) jeden Nicht-Vollproduzenten zum Vollproduzenten zu machen; 2) mit anderen Worten: ist die Steuerreform jemals im Stande, die Nichtproduktiven produktiv zu machen" — ein Erfolg um dessentwillen die Steuerreform gewiß von manchem Ehepaar mit Jubel begrüßt werden würde. —

Diese Fragen werden von dem Parteilosen jedoch nur berührt, er geht jetzt zur „Untersuchung" über, ob die Steuerreform selbst auf Hindernisse und Unmöglichkeiten stoßen wird, eine Untersuchung, deren Resultat die Leser aus den Landtagsverhandlungen bereits kennen, von denen sie ohne Kommentar sicher ein besseres Bild, als mit diesem Kommentar erhalten haben.

Aehnlichen Artikeln, wie dem hier zergliederten, mit eben so großen und neuen Wahrheiten, begegnen wir häufig in der Trier'schen Zeitung, besonders in ihren leitenden und von Paris aus datirten Artikeln. Sie geben dem Blatte seine eigentliche Färbung, das wie ein Schiff ohne Steuermann im Meere der Literatur einherschwankt; es hat den Kommunismus „überwunden," und ist jetzt bei einem süßlichen, philantropischen Sozialismus angelangt, der dem Deutschkatholizismus und den Lichtfreunden lächelnd die Freundeshand entgegenstreckt. Nur einige wenige Korrespondenten aus dem Süden stören die allgemeine Harmonie; sie gehören einer bis jetzt in unserer Tagespresse noch durch kein Organ vertretenen Partei an, der es nicht an Kräften, wohl aber an einem Sammelpunkte fehlt, um sich ganz von der Allianz mit halben Freunden, die oft schlimmer sind, als ganze Feinde, loszusagen.

Korrespondenzen.

(London, den 16. Juli.) Das Hauptinteresse dreht sich gegenwärtig um die bevorstehenden Parlamentswahlen. Binnen 8 Tagen, wie es heißt am 22. oder 23sten d. Mts., wird die Vertagung, bald nachher die Auflösung des jetzigen Parlaments ausgesprochen und dann ohne großen Aufschub zu den neuen Wahlen geschritten werden. In England zeigen nicht blos die Wähler, sondern auch die arbeitenden Klassen durchgängig eine lebendige Theilnahme an den Wahlereignissen. Hier begreift Jedermann die Wichtigkeit dieser politischen Vorgänge und die Arbeiter wissen sehr wohl, was oft von einer einzigen für sie günstigen Wahl abhängt. Die alten Partheien sind im Auflösen und Verfaulen begriffen; die früheren Stichwörter: Whig und Tory, ziehen nicht mehr. Dem Anscheine nach ist das Volk viel ruhiger, als sonst; man bemerkt nicht jene fieberhafte Aufregung von ehemals. Möge man sich durch den Schein des Phlegma's nicht täuschen lassen; das arbeitende Volk blickt nur deshalb so festen und sichern Auges in die Zukunft, weil es sich vollständig überzeugt hat, daß ihm keinerlei Abhülfe seiner Leiden von den obern Klassen zu Theil werden, daß die Umgestaltung seiner Lage nur von ihm selbst ausgehen kann.

Die englischen Proletarier machen es nicht wie ihre Brüder in den meisten Ländern des Kontinents. Diese fühlen allerdings auch das furchtbar Drückende ihrer Verhältnisse und sehnen sich nach ihrer Erlösung; größtentheils lassen sie's aber bei dieser nebeligen und schwebeligen Sehnsüchtelei bewenden. Ihr gewöhnlicher Trost ist, daß es bald „losgehen," daß eine Revolution, ein allgemeiner Krieg und dergl. ausbrechen werde; dann müsse sich auch ihre Lage anders gestalten. So hoffen und sehnsüchteln sie in jämmerlicher Trägheit von einem Tage zum andern fort und fort. Hört man sie reden, so sollte man glauben, die Revolutionen schneiten so mir nichts dir nichts aus den Wolken herab und es stehe die Schlaraffenperiode, wo man auf dem Rücken liegend nur das Maul aufzusperren und die heranfliegenden gebratenen Tauben mit den Zähnen festzuhalten braucht, ganz nahe vor der Thür. Ja unter den Proletariern des Festlandes giebt es Tausend und aber Tausend Propheten, die für das oder jenes genau bestimmte Jahr eine Revolution, einen allgemeinen Krieg und damit ihre auf dem schönsten Präsentirteller herankommende Befreiung anzukündigen wissen. Das Fehlschlagen der so erweckten Hoffnungen hat dann zur Folge, daß sie die Flügel hängen lassen und wie bepißte Pudel einherschleichen: geduldig wie das Lastthier, muthlos wie Kastraten, hoffnungsvoll wie Christen und elend im Joche des Kapitals. Die englischen Arbeiter verfolgen eine ganz andere Bahn. Sie wissen, obgleich sie verhältnißmäßig viel weniger schreiben und rechnen und den Katechismus herplappern lernten, daß die Proletarier sich erst insgesammt vereinigen, sich wahrhaft als Brüder verbinden, nach gemeinschaftlichem Plane zu Werke gehen und zur Erreichung des Zieles Geld- und andere Opfer bringen, kurz daß sie ihre eigenen Schultern an's Rad stemmen müssen, bevor der gesellschaftliche Wagen aus dem jetzigen Koth und Morast herausgeschoben, bevor ihre Lage eine wirklich bessere werden kann. Die Einsicht der Proletarier Englands ist so weit gediehen, daß sie nur in ihrer eigenen Kraft das Heilmittel ihrer Leiden erkannt haben und daß sie ihre Kraft nur durch Vereinigung, nur durch Befolgung des Grundsatzes: „Einer für Alle, und Alle für Einen" mit Erfolg geltend machen können. Sind sie organisirt, vereinigt, wie Glieder einer Kette an einander hängend, so steht es jeden Augenblick in ihrer Gewalt, eine Revolution zu beginnen und siegreich durchzukämpfen, im Fall die Bourgeoisie ihnen ihr Recht fortwährend vorenthalten sollte. Auf phantastische Aussichten, auf Prophezeiungen, gemüthliches Geschwappel und dergl. geben sie gar nichts; sie halten sich an die Wirklichkeit und benutzen alle Umstände, um diese jetzige Wirklichkeit in ihrem Interesse umzugestalten. Sie sind in ihrer Organisation eifrig begriffen; die hiesigen Proletarier treten täglich mehr und mehr zu einem Bunde zusammen; ihre Kraft erhält täglich neuen Zuwachs und ihr jedesmaliger Plan ist immer auf Niederwerfung der nächsten Hindernisse berechnet und sind diese beseitigt, so wendet sich ihr Kampf gegen andere, bis sie endlich stark genug sind, die letzte Grundveste der Bourgeoisie mit einem Schlage zu Boden zu werfen.

Eben darum sind sie jetzt auch in Betreff der naherückenden Parlamentswahlen unermüdlich thätig. Mehrere Chefs der Chartisten werden sich um Parlamentssitze bewerben: Feargus O'Connor, Ernst Jones u. a.

Gestern fand in Lancashire ein Meeting von 30,000 Chartisten statt, das sich mit diesem Gegenstande beschäftigte. Selbst wenn sie gar Keinen ihrer Kandidaten durchsetzten, — das Gegentheil ist indeß sehr wahrscheinlich — so gewähren ihnen diese Wahlmeetings den ungeheuren Vortheil, daß sie ihre Ideen Tausenden und aber Tausenden durch die gehaltenen Reden klar machen und immer mehr Personen für ihre Ansichten gewinnen. Ihr nächster Zweck ist: Durchsetzung der „Volks-Charte," welche die 6 Punkte enthält: 1, Allgemeines Stimmrecht; 2, geheime Abstimmung (um Bestechung und Einschüchterung unwirksam zu machen); 3, Jährliche Parlamente; 4, Wähler und Wählbare brauchen keinen Nachweis ihres Besitzes zu führen (weil das Gehirn und der Verstand nicht mit dem Reichthum zu- oder abnimmt); 5, Besoldung der Volksvertreter (weil der Arme sonst niemals im Parlament sitzen könnte); und 6, gleiche Eintheilung der Wahldistrikte (zur Verhütung des Einflusses individueller oder lokaler Interessen, die jetzt an den meisten Orten allmächtig sind.). —

Paris, 17. Juli. Der große Bestechungsprozeß, der in demselben Augenblicke, als ich dieses zweite Referat beginne, geschlossen ist, bietet zwei interessante, im höchsten Grade die Aufmerksamkeit verdienende Seiten dar: die politische und die psychologische. Die kriminelle so wie die soziale Seite sind höchst unbedeutend, sind neue Belege von längst gemachten Erfahrungen, von Schurkerei in den höchsten Regionen der Gesellschaft, von Bestechlichkeit an allen Ecken und Enden, ja sogar von der Nothwendigkeit dieser Erscheinungen in dem herrschenden System. Erwarten Sie also nicht mehr von mir, daß ich lange Herzensergießungen über die Demoralisation der s. g. höchsten Klassen der Gesellschaft mache, daß ich mich über das Ungeheure der Bestechung so hochgestellter Personen, solcher Krösusse auslasse; daß ich die allgemeine Sittenverderbniß beklage, — o nein, das werde ich nicht thun. Erstens wissen Sie das, so gut als ich, und zweitens müßte ich Schlüsse daraus ziehen, für deren Veröffentlichung die deutschen Preßverhältnisse noch nicht reif sind — sind es doch kaum die französischen! Nur so viel bemerke ich Ihnen, daß dieser Prozeß allem Anscheine nach die Veröffentlichung, wenn auch nicht die ceremoniöse Verfolgung einer Menge ähnlicher Scandale eröffnet, daß sich radikale Kapitalisten gefunden haben, man nennt unter ihnen Ledru-Rollin und Garnier Pagés, welche bedeutende Summen verwenden werden, um die Beweise einer Menge ähnlicher Vorfälle aufzubringen, und ihre Verfolgung zu provoziren. Sie sehen sogar hieraus, daß man hier zu Allem Geld braucht, und ein deutscher Diplomat, der in die französischen Verhältnisse sehr genau eingeweiht ist, sagte mir erst gestern, Rothschild's Geld dürfte sich nur einen einzigen Tag der populären Sache zuwenden, und eine Revolution wäre gemacht! So steht's, daß man sogar Revolutionen kaufen kann! Doch wer weiß das besser, als Louis Philipp und sein Haus? Sein Großvater, der berüchtigte Regent, sein Vater der noch berüchtigtere Philippe Egalité waren ja schon große politische Kauf-

leute, wie sollte nicht der Sohn, der von den drei Generationen der reichste ist, auch der geschickteste Kaufmann sein?

Namentlich spricht man von einer gegen den alten Marschall Soult und den Minister Dumon gerichteten Beschuldigung, wegen einer voreiligen Partizipation von 1500 Aktien an der Lyon-Avignoner Eisenbahn, so wie von den Beweisen aller Thatsachen, welche Emil von Girardin vorbrachte! Die Furcht vor solchen Beschuldigungen in der Reichen-Manns-Welt ist so groß, daß man mit bedeutenden Summen jeden schriftlichen Beweis, jedes Papierchen, jedes noch so kleine Billet aufkauft, *) das bei gerichtlicher Veröffentlichung compromittiren könnte, und ein sonst nicht sehr geistreiches Journal, die Democratie pacifique, macht die wichtige Bemerkung: Geschreckt durch die Prozedur vor dem Pairshofe, würde man sich von nun gewiß in Acht nehmen — Briefe zu schreiben, und Beweise seiner Thaten zu hinterlassen. Das Zeitalter der mysteriösen, der apogryphischen Schurkereien würde demnach beginnen. Alle Geschäfte stocken, gewohnte Börsenmänner gehen jetzt seltener durch die Straße Vivienne und andere, die nach dem großen Stockjobber-Club führen; wer sein Gesicht nicht dringender Geschäfte wegen in der Deputirtenkammer zeigen muß, bleibt daraus weg — denn man hat Angst, die Steine möchten reden! Die Salons sind verlassen, man meidet seine besten Freunde, weil man nicht wissen kann, ob sie einen nicht schon morgen compromittiren, — bleiern liegt der Druck des Mißtrauens auf der ganzen Pariser Gesellschaft, — vielleicht bleiern auf ganz Frankreich! Die untersten Volksklassen — um die allgemeinen Betrachtungen mit einem Male zu erschöpfen — bieten bei diesen Verhältnissen eine höchst eigenthümliche Physiognomie dar: sie sind im höchsten Grade ironisch, ein außerordentlicher Beweis ihrer intellektuellen Fortschritte. Bei dem Feste, das jüngst der Herzog von Montpensier der Diplomatie u. s. w. gab, um Proselyten für die spanische Succession zu machen, hielten die Ouvries mehrere Wagen an, sprangen auf die Tritte und schrien hinein: „Ist Herr von Cubières auch bei Euch? habt Ihr auch Herrn Teste geladen? Wird auch Lanzknecht gespielt?“**) Bei Gelegenheit des Prozesses äußerte ein Ouvrier: Pah! die das Salz gestohlen (bekanntlich wurde der Minister Teste wegen einer Conzession der S a l z m i n e n in Gouhenans bestochen) werden wohl auch vorher das B r o d gestohlen haben! Und auf vielen hundert Anschlagzetteln in Faubourg St. Antoine, welche die Polizei des andern Morgens sorgfältig abriß, las man die Worte: On cherche des ouvriers sans travail pour nettoyer une c o u r e t d e u x c h a m b r e s. Auch Frau von Girardin, die geistreiche Gemahlin des neuen Agitators, verschmähte es nicht, ein unvergleichliches Bonmot aus dem Faubourg St. Marceau sich zu eigen zu machen: Bei dem bekannten Votum der 225 Deputirten, die sich zufrieden gestellt hatten mit den Erklärungen der Minister in Bezug auf Girardins Anklagen,

---

*) Man sagt, es habe eine einzige Familie 300,000 Franken für solche Zwecke verwendet.

**) Eine sehr gescheute Anspielung auf den Adjutanten des Königs, der bei dem letzten Pferderennen 30,000 Frs. im Spiel erprellte, und flüchten ging.

sagte nämlich ein Arbeiter in einer Papierfabrik: quand on veut dessecher un marais on ne fait pas voter les grenouilles! Gallenbittre Ironie! Geringschätzung wie sie nur aus solch stolzen Herzen kommen kann! „Willst du einen Sumpf austrocknen, so frag' nicht ob's den Fröschen lieb ist!" Hätte ein Minister oder gar ein König das Wort gesagt, die Geschichte würde es mit unvertilglichen Lettern verewigen! doch auch wir wollen's nicht vergessen!

Merkwürdig und wunderbar sind dagegen, wie gesagt, die politischen Folgen und die psychologischen Erscheinungen dieses Prozesses. Die Minister, die heute regieren, regieren unter der Last derselben Beschuldigungen, deren zwei ehemalige Minister bereits überführt sind: könnte man gegen jene grade so einschreiten, als man gegen diese eingeschritten ist, ihre Schuld — daran zweifelt kein Mensch in ganz Frankreich — würde ohne Weiteres bewiesen werden. Der König hat sich geweigert, so schwer compromittirte Männer aus seinem Rathe zu entfernen, die Majorität in der Kammer hat sich geweigert, ihnen offen das Vertrauen zu entziehen, — trotz dem muß die Bourgeoisie so thun als halte sie auf Moral und Redlichkeit — es bleibt ihr selber also nichts übrig, als sich gegen die Regierung selbst, und nicht mehr blos gegen deren Stellvertreter zu wenden — jetzt gilt der Kampf der Opposition — grade wie in den Jahren 1816 und 1819 nicht mehr der Majorität, sondern dem System. Daß dem so ist, bewies das jüngste reformistische Banket: wir sagen weiter nichts, als daß ein Deputirter vom Festcomité ganz ausgeschlossen wurde, weil er einen Toast auf den konstitutionellen König vorschlug. Die ganz einfache Antwort war die, daß man die an ihn gerichtete Einladung zurückzog. Daß der König wirklich über den ganzen Verlauf des Prozesses, so wie über alle Vorkommnisse in der Kammer rathlos ist, kann ich Sie mit der größten Bestimmtheit versichern; die Exzesse des Systems schreckten ihn nicht, auf diesem Wege konnten immer schreiendere Exzesse die minder schreienden decken — daß aber trotz einer erstaunlichen Geld- und Heeresmacht, trotz der mächtigsten Unterstützung seines Regiments in der Kammer sein ganzes System siecht, kränkelt, nach so wenig Jahren bereits an Altersschwäche zu Grunde geht, sich auflöst und gradezu verfault — das ist ihm ein Räthsel, das verwirrt selbst den greisen, geprüften, in so vielen Gefahren gestählten Charakter. Denn er nimmt mit Schrecken wahr, in welchen Dimensionen sich die mittleren Vermögensstücke mindern, wie täglich sich die großen Kapitalien immer noch vergrößern, wie er also an Freunden an Zahl verliert, während er kaum merklich an Intensität der Freundschaft der wenigen Crösusse gewinnt. Solch eine offenbar richtige Wahrnehmung gewinnt dadurch noch an Werth, daß sich der Haß der Nichtsbesitzenden zugleich auf diese seine wenigen Freunde erstreckt, daß er nur wenig thun darf, um diese in der öffentlichen Meinung zu schützen, da man ihn hier, bei der enormen Verdächtigungssucht der Franzosen, augenblicklich als deren Mitschuldigen bezeichnen würde — und daß, wenn er sie nicht schützt, diese nur einen einzigen Tag vor ihm fallen werden! Dies sei genug gesagt! Neu ist das Alles nicht. Im Jahr 1832 sahen wir ähnliche Zustände in Frankreich: aber damals war das konservative

System noch nicht erprobt, damals konnte man noch hoffen — jetzt ist Hoffnung Thorheit — oder Mitschuld!

Erschütternd und im höchsten Grade tragisch ist der Verlauf des ganzen Prozesses. Nehmen wir die vier Personen einzeln durch.

Zuerst ein tapferer General, in dessen Leben mancher freundliche Stern auch außer dem nicht sehr helle glänzenden Lichte der Einnahme von Ancona leuchtet. Ein Mann, der einst Minister war, auf den die bürgerliche Regierung alle Ehren gehäuft, die sie hat: Reichthum, Titel, Rang und Orden! Auf diesem Manne lastet der Verdacht der Bestechung und der Prellerei! furchtbar! der Mann kann mit einem einzigen Worte den schimpflichen Titel eines Prellers von sich abwälzen — denn der Name eines Bestechers hat in einer Gesellschaft wie in der französischen alles Gehässige verloren — er thut es nicht. Er darf nur sagen, daß er weiß, Pellapra habe den Minister Teste mit 100,000 Franken wirklich bestochen und der Vorwurf der Prellerei fällt von ihm herab! Er weiß das, aber er will kein Verräther sein. Der Staatsprokurator verlockt ihn durch alle Künste der Ueberredung — der General schweigt, der Präsident des Pairshofes, der Staatskanzler Herzog Pasquier, dringt ermahnend in ihn ein — der General ist standhaft, er kennt keine größere Schande, als den Verrath; vor solch' hohem Sinne staunend, und mit Thränen der Theilnahme in vielen Augen, erhebt sich die ganze Masse der Pairs, und mit ihnen das ganze Publikum, und alle rufen, wie aus einem Munde, dem General zu: Sprechen Sie, General, Parlez, parlez général! der General sinkt ermattet zusammen; er weint bittere Thränen, und verbirgt in beiden Händen sein Gesicht! Nochmals widersteht er, widersteht sogar den Worten seines Vertheidigers — endlich besiegt ihn Freundeswort — und wenn er jetzt redet, und wenn er jetzt gegen Teste aussagt, dann hat ihn das ganze Volk dazu ermächtigt, was eine Stimme hat, hat ihn im Voraus vom Vorwurf des Verrathes absolvirt.

Doch hätte er auch auf seinem Schweigen beharrt, der nächste Tag sollte ihn ja von dem Vorwurfe der Prellerei befreien und seine Mitschuldigen ganz entlarven.

Neben dem General steht der ehemalige Minister Teste. Teste war seiner Zeit der größte Advokat Frankreichs. Er sprach mit einer bewundernswerthen Leichtigkeit, in einer blumigen, farbigen, bilderreichen Sprache. Mit Vergnügen lauschte man auf seine Rede; seine Vorträge waren so lebendig, daß man die Dinge, die er erzählte, miterlebt zu haben vermeinte; seine Beweisführung war überwältigend, die bonne foi auf den Lippen, in allen Bewegungen, im Ausdruck der Sprache, war fast jeder Prozeß gewonnen, den er plädirte — er verdiente über 100,000 Franken des Jahres!

Auf einmal wird dieser Mann Minister! Er selber baut die Gefängnisse in Luxembourg — die er heute bewohnt — der Mann, auf dessen Ehrlichkeit man geschworen haben würde — derselbe Mann steht heute unter der Last einer infamirenden Anklage vor dem Gerichtshofe von Seinesgleichen — vor dem Pairshofe. Teste ist schuldig — und alles Mühen ist fruchtlos. Der aber so oft und so kühn für andere gefochten, soll er sich erwürgen, ehe er gekämpft? Nein! so kämpft er denn

auch wie ein Laokoon gegen die Schlange der Anklage; hundertmal streift er sie von sich ab, und kaum hat er sie weggeschleudert, so huscht sie wieder an ihm hinauf, und legt sich ringelnd dem Athleten um Brust und Nacken. Himmel, wie kämpft dieser Mann! Und da ihn der Staatsprokurator ebenfalls lockt, die Schuld von sich abzuwälzen, hinüber auf Pellapra, da er ihn kirrt, wie er den schwachen Greis kirrte — da donnert ihn Teste an: Herr, Sie sind Staatsprokurator, Ihre Sache ist's, diese hier zu beschuldigen; ich habe Nichts zu thun, als mich zu vertheidigen! Da hätten Sie in dem menschenüberfüllten Raum sein sollen; es war, als hätte ein elektrischer Schlag einen Jeden einzeln getroffen, so erstarrte man beim Ringen dieses Mannes mit der Schlange, die er nochmals mit Riesenkräften den Leib hinabdrückt, — und die er nun zertreten will — weil er nicht wagen kann, sie auf einen seiner Mitschuldigen, auf Pellapra zu schleudern, denn dieser kann ihn verderben —! Da liegt das Unthier, aber es hat seinen Bändiger tödtlich in die Ferse gebissen! Nicht ein Mal, und nicht mir allein standen die Thränen in den Augen — ich habe viele von den Herren an dem grünen Tische, noch mehrere auf den Tribünen mit nassen Augen gesehen!

Doch daß die Natur an sich selber nicht zur Lügnerin werde, sitzt nebenbei, dicht an der Leidenschaft, die gemeine Ruhe der Habsucht, deren Fehler durch keine edle Regung, durch keine schöne Aufwallung gemildert werden; dicht nebenan sitzt das gemeine Verbrechen, das ekelerregende, verrätherische Laster — dicht dabei sitzt Parmentier! Genug, genug! So weit war das Bild groß, die Szene unübertrefflich! Von da an mögen sich Advokaten und Zeitungssudler damit befassen, — Kost für Staatsprokuratoren und Richter . . . garstige unverdauliche Speise!

Ich wundere mich über mich selbst! Gestern noch voll Wuth gegen die vornehmen Gauner, und heute schon rührt mich Cubières, heute schon muß ich Teste bewundern. Der Staatsprokurator dagegen spielt eine traurige Rolle in meinem Herzen: immer noch lieber möcht ich einmal im Leben Cubières oder Teste sein — als alle Tage Staatsprokurator!

— — Genug — diesem wahrhaften, mitten heraus aus dem lebendigen Fleische der Gesellschaft geschnittenen Prozesse gegenüber, stellt die Regierung ein künstlich — ich will nicht sagen infam — zusammengepflastertes Machwerk — der Prozeß der Communistes materialistes. Wie begann sie dies lügnerische Machwerk? Sie fing einige Diebe ein, die sich zu gleicher Zeit früher, oder hie und da, in Wirthsstuben, in einer der tausend geheimen Gesellschaften aus den Jahren 30 bis 34 mit Kommunisterei befaßten, packten zu dem Bündel einige Kommunisten, die nicht gestohlen hatten, stellten einen Zusammenhang dieser Menschen mit Cabets, Proudhon's, Dezami's und Abbé Constant's Theorien her, suchte alle zusammen in ein imaginirtes Complot zu verbinden, wodurch die einen durch Kommunismus, die andern durch Diebstahl compromittirt werden sollten — wodurch die höhere Gesellschaft die Diebe nicht mehr blos als Diebe, sondern auch staatsgefährliche Subjekte zu fürchten, und die theoretischen Kommunisten nicht mehr mit Achtung zu behandeln, sondern von ihren Gerichten als Diebe zu verurtheilen braucht!

Ich enthalte mich des Urtheils über eine Regierung, der nicht nur

alle erdenklichen Mittel gegen Diebe, sondern auch gegen Kommunisten gesetzlich zu Gebote stehen, und die trotz dem zu den erlogensten, heuchlerischsten Kombinationen greift! — Ich überlasse das Urtheil denen, die es einst zu vollziehen haben werden.

(**Brüssel**, den 18. Juli.) Die Regierungsmaschine ist gegenwärtig in einem kuriosen Zustande! Nach der offenbaren Niederlage in den Wahlen vom 8. v. Monats reichte zwar das katholische Ministerium seine Entlassung ein, hat sie aber bis jetzt nicht erhalten. So haben wir Minister, die eigentlich längst über alle Berge gejagt sein sollten, die aber in ihrer demissionären Stellung sich nicht, wie dies in andern konstitutionellen Ländern der Fall ist, auf die Besorgung der laufenden Verwaltungsgeschäfte beschränken, sondern zum guten Schluß alle Kräfte aufbieten, um ihren Nachfolgern, den Liberalen, so viel Schwierigkeiten, Schlingen und Fallen in den Weg zu legen, als nur immer möglich ist. Die klerikale Partei sorgt dafür, daß inzwischen die wichtigsten Ernennungen vorgenommen und dabei natürlich ihre ergebensten Kreaturen verwandt werden. Dies geschieht sowohl in Bezug auf eine Menge einflußreicher Beamtenstellen in der Administration, wie in Betreff diplomatischer Posten. Ein schreiender Fall der letztern Art ist die Ernennung des Hrn. Vanderstraeten-Ponthoz zum Gesandten in Rom. Diese und ähnliche Ernennungen muß ein liberales Kabinet, wenn es sich nicht binnen kurzer Zeit von jenen Instrumenten der klerikalen oder jesuitischen Partei in eine Sackgasse gedrängt sehen will, vollständig annulliren. Ein Grund des langen Bleibens der jetzigen Minister liegt darin, daß Einer unter ihnen, Hr. Malou, mit Ende dieses Monats 2 Jahre lang ununterbrochen Minister gewesen und dann berechtigt ist, auf eine jährliche Pension von 6000 Frs. für seine Lebenszeit Anspruch zu machen. Hrn. Malou, eine der Hauptstützen der jesuitischen Partei, konnte doch dieses kleine lebenslängliche Vergnügen nicht geschmälert werden! Weit mehr wirkte aber die Absicht, bald wieder an's Staatsruder zurückzukehren, auf dieses sonst unbegreifliche Verweilen eines Ministeriums, das doch von den Wählern des Landes so entschieden für unfähig zur ferneren Leitung der Landesangelegenheiten erklärt worden ist. De Theux und seine Kollegen benutzen diese Zeit auf's Beste zur Legung von Minen, durch die sie das neue Ministerium mit leichter Mühe und nach kurzem Bestehen in die Luft zu sprengen hoffen.

Was macht unterdeß König Leopold? Er geht auf Reisen. Das Land ist in einer Ministerialkrisis begriffen und Leopold, der als konstitutioneller König grade in einem solchen Falle die Initiative zu ergreifen, zu handeln und auf schnelles Zustandekommen eines neuen Kabinets hinzuwirken hat, begiebt sich nach England und besucht den Hof von St. James. Vorher läßt er den Hrn. Rogier zu sich bescheiden und eröffnet ihm — er werde nach seiner Rückkehr aus England ihn wieder bescheiden lassen, um wegen Bildung eines neuen Ministeriums Rücksprache mit ihm zu nehmen. Leopold kommt zurück und — hält Wort. Er läßt Hrn. Rogier rufen und theilt ihm mit, er werde nach Paris zu seinem Schwiegervater reisen

und sobald er zurückkomme, ihn wieder rufen lassen, um mit ihm wegen Zusammensetzung eines neuen Kabinets zu sprechen! Die Minister und die ganze klerikale Partei lachen sich in's Fäustchen und setzen ihr Maulwurfswerk eifrig und lustig fort. Die Liberalen ergrimmen immer mehr; die Doktrinärs, welchen die ministerielle Erbschaft winkt, sind kaum mehr im Stande, ihren Zorn im Zügel zu halten. Die Organe der demokratischen Partei machen das Volk aufmerksam, daß es in diesen fortwährenden Reisen des Königs, namentlich unter den jetzigen Umständen, den besten Beweis vorliegen habe, wie überflüssig der König sei und wie die enorme Civilliste blos zur Bestreitung der königlichen Reisekosten diene, für das Land aber keinen Nutzen, sondern nur offenbaren Nachtheil zu Wege bringe. Wie wird die Presse erst dann gegen Leopold auftreten, wenn sie eine bis jetzt noch mit dichtem Schleier verhüllte Thatsache erfährt, eine Thatsache, die nicht bezweifelt werden kann; denn sie kommt uns aus einer sehr gut unterrichteten Quelle zu. Die Thatsache ist folgende:

Nach dem Siege der Liberalen am 8. und 9. Juni ging König Leopold, der ganz in den Händen der klerikalen Partei ist, auf den ihm vorgelegten Plan einer Gegenrevolution ein. Alle Maaßregeln zur Ausführung wurden verabredet; diejenigen Regimenter, auf welche man am sichersten zählen zu können glaubte, sollten nach Tirlemont beordert werden; der König sollte sich mit seinen Ministern und sonstigen Getreuen dahin begeben. Proklamationen an's Volk waren bereits abgefaßt, sie harrten nur des Befehls, in die Druckerei zu wandern. In diesen Proklamationen wurde dem Volke auseinandergesetzt, daß die Liberalen sich zum Sturze von Thron und Altar verschworen hätten, daß sie sämmtliche Kirchen schließen, die Priester vertreiben und eine gottlose Herrschaft an's Ruder bringen wollten. Die Bischöfe hatten es übernommen, durch ihre Geistlichen das Volk von der Kanzel herab in diesem Sinne bearbeiten zu lassen. Die Befehle an verschiedene Truppenführer lagen bereit. Der König wollte seinem Volke die Aufrechthaltung der Konstitution versprechen, jedoch müsse ein Gesetz zur Unterdrückung aller politischen Assoziationen und ein anderes gegen die sogenannte Preßfrechheit erlassen, das heißt ein Zustand, wie er in Frankreich herrscht, herbeigeführt werden. Mit der Presse lebt König Leopold namentlich seit der Zeit, daß von ihr sein Liebesverhältniß mit Madame Meyer an's Tageslicht gezogen und schonungslos bloß gestellt wurde, auf dem gespanntesten Fuße. Wie kommt es nun, daß wir, trotz der so weit getriebenen Vorbereitungen, dennoch keine Gegenrevolution erlebt haben? Weil den König im Augenblicke der letzten Entscheidung der Muth verließ. Bedenken der ernstesten Art stiegen in ihm auf und schließlich verweigerte er entschieden seine Mitwirkung. Bald darauf reis'te er eben nach England. Er ist krank, fühlt sich überhaupt unbehaglich und erkennt die Gefahren, welche seiner binnen Kurzem warten. Daher hat er sich, wie man bereits von allen Seiten hört, zur Abdankung entschlossen. Da sein ältester Sohn noch nicht majorenn ist und demnach eine Regentschaft ernannt werden muß, so wünscht Leopold, daß die letztere der Königin übertragen werde. Seine Reise nach Paris hat unter Anderm zum Zwecke, sich auch darüber mit seinem Schwiegervater zu berathen. Man

ſieht hieraus, daß die hieſigen Verhältniſſe im Augenblick ziemlich ſchwierig und verwickelt ſind.

Anfang dieſes Monats wurden in ſämmtlichen Provinzen Belgiens die Provinzial-Konſeils eröffnet. Ohne hier auf ihre Verhandlungen und Beſchlüſſe, ſo wichtig ſie auch für die betreffenden Provinzen ſind, näher einzugehen, will ich nur eines Vorſchlages gedenken, der dem Provinzial-Konſeil von Brabant durch A. Rouſſel, de Gronckel und andere ſeiner demokratiſchen Mitglieder gemacht und mit Einſtimmigkeit angenommen worden iſt.

Dieſer Vorſchlag geht dahin, daß von der permanenten Deputation des Provinzial-Konſeils im Augenblicke der Eröffnung der geſetzgebenden Kammern dieſen eine Abänderung der fiskaliſchen Geſetze dringend anempfohlen und eine Entlaſtung der unteren Geſellſchaftsſchichten von der Perſonen und Patentſteuer verlangt, der Ausfall in den Staatseinnahmen aber durch die höheren Steuerſtufen gedeckt werde, ſo daß die wenig bemittelte Exiſtenz und die kleine Arbeit eine gänzliche Befreiung oder wenigſtens eine bedeutende Erleichterung in Betreff der Staatsabgaben erlange. Es iſt dieſer Vorſchlag hauptſächlich zu Gunſten der kleinen Bourgeoiſie gemacht, wie dies auch in der Entwickelung des Antrags ausdrücklich bemerkt wird. Für die Provinz Brabant ſei eine gerechtere Vertheilung der Steuern um ſo nothwendiger, da nach den vorgelegten offiziellen Nachweiſen hier während des letzten Steuerjahres die Abgaben an den Staat durchſchnittlich 29 Frs. 68 c. auf den Kopf betrugen, mehr als in irgend einer andern Provinz. Die Ungerechtigkeit des jetzigen Steuerſyſtems, das da wegnehme, wo kaum oder nur das Nothwendigſte zum Leben vorhanden, das die Bemittelten hingegen in ſchonendſter, unmerklichſter Weiſe heranziehe, müſſe alſo in Brabant auch den meiſten Unwillen erregen und von den wenig Bemittelten am härteſten empfunden werden. Die Kritik des jetzigen Steuerſyſtems, daß den Ueberfluß ungeſchoren laſſe und nur allein auf dem Nothwendigen laſte, Faulheit, Geiz und Reichthum beſchütze, dagegen den ſchutzbedürftigen Mittelſtand und den Arbeiter wie eine Citrone ausquetſche, ſchließen die Antragſteller mit den Worten: „Kurz, es giebt keine noch ſo geringe Wohlthat, die der Staat nicht mittelſt der Steuern in eine Waare verwandelt hat, deren Preis für den Konſumenten oft unerſchwinglich, dabei ganz von den Steuern abgeſehen, welche von den Rohſtoffen und den Produkten menſchlicher Induſtrie erhoben werden.“ Ohne eine gewiſſe Lebensbehaglichkeit, heißt es weiter, keine Erziehung, keine Verbeſſerung, keine Erſparniſſe. Das Unglück iſt oft ein ſchlimmer Lehrmeiſter. Wie wollt Ihr, daß die wenig begüterten Klaſſen ſich civiliſiren und fortſchreiten, wenn wir ſie durch Verzweiflung in thieriſcher Dumpfheit feſtgebannt halten? Fordert ihnen nicht einen zu großen Theil des Brodes ab, daß ſie ihren Kindern beſtimmen und Ihr werdet ſie an's Vaterland und ſeine Inſtitutionen feſſeln. Denn die ungerecht vertheilten und drückenden Abgaben ſind die Erzeuger der Revolutionen.

So ſpricht das Provinzial-Konſeil von Brabant. Es dringt auf Beſchützung der kleinen Bourgeoiſie und darum auf Einführung von Progreſſiv-Steuern und verlangt, daß die Steuerlaſt zum größten Theil von den reichen Klaſſen, von den Müßiggängern und bloßen Verzehrern, getra-

gen werde. Es ist sicher, daß die kleine Bourgeoisie unter einem liberalen Ministerium mit diesen Anträgen durchdringt. Daraus ergiebt sich aber auch, warum der größte Theil der hohen Grundbesitzer, der Reichen überhaupt, gegen ein liberales und für das jetzige katholische Ministerium sind. Wie Herr de Theux in Betreff der „wenig bemittelten" Klassen denkt, zeigt seine Erklärung im vorigen Winter vor der Repräsentantenkammer, indem er es ganz naiv aussprach: die arbeitenden Klassen brauchten kein Fleisch zu essen. Es war in der Zeit der Noth die zollfreie Einfuhr vom Schlachtvieh bis zum 1. Juli gestattet worden. Der Minister hat jetzt den Termin bis zum 1. September verlängert. Jedermann begreift, daß dies lediglich eine Komödie und ohne den geringsten praktischen Nutzen für die Konsumenten ist; daher wir denn auch fortwährend theures und schlechtes Fleisch haben. Dies trifft nun eben die kleine Bourgeoisie am härtesten; denn die nach ihr kommende Klasse der Arbeiter hat in der That schon längst auf den Fleischgenuß verzichten müssen.

Vor 3 Tagen (am 15. Juli) wurde hier in dem von der Stadt Brüssel erbauten neuen Entrepôt die belgische Industrie-Ausstellung von 1847 eröffnet. Der Premierminister, Hr. de Theux, hielt die Eröffnungsrede, worin er die Fortschritte der Belgier in allen Zweigen der Industrie hervorhob und für die Industrieherren die Nationaldankbarkeit besonders deshalb in Anspruch nahm, weil sie nicht blos Arbeit verschafften, sondern noch außerdem auf Hebung der Moralität unter den arbeitenden Klassen hinwirkten. Wir kennen diese Hebung der Moralität; sie besteht in Herabsetzung des Salärs, in immer größerer Unterjochung des Arbeiters unter das Kapital, in seiner Ausschließung von den Vortheilen der bürgerlichen Gesellschaft, die doch lediglich durch die Früchte seiner Arbeit erhalten wird.

Die Industrie-Ausstellung ist bei weitem reicher, als die von 1841. Es ist eine Pracht, diese herrlichen Wollzeuge, diese Shawls, diese geschliffenen Gläser und Kristalle, diese Luxuswagen, diese verbesserten Webstühle, worunter die de Poorter'schen den ersten Rang einnehmen, diese neuen Setzmaschinen 2c. 2c., mitanzusehen. Acht Wochen wird die Ausstellung dauern und wöchentlich 3mal unentgeldlich, 3mal gegen Entrichtung eines halben Franken zum Besten einiger Hospitäler in Augenschein zu nehmen sein. Die Industrieherren und Meister, welche Gegenstände geliefert haben, die nicht von ihnen, sondern von ihren Arbeitern gefertigt sind, tragen nicht blos Ruhm und Orden, sondern auch den Vortheil davon, daß sie bekannt werden und einen größeren Absatz finden. Diejenigen aber, von denen alle diese prächtigen Dinge produzirt worden sind, welcher Lohn wird ihnen zu Theil? Höchstens der, daß ihr Lohn noch mehr herabgesetzt wird, daß ihr Herr durch Gewinnung größerer Kapitalien sich neue Maschinen anschafft und den größten Theil seiner Arbeiter außer Brod setzt. Das ist die Belohnung der Arbeiter.

Das Journal der Arbeiter, l'Attelier démocratique, das hier in Brüssel erscheint, sucht den Proletariern in jeder Wochennummer ihre Lage und die Mittel zur Verbesserung klar zu machen. Es ruft ihnen zu: „Proletarier Belgiens, wachet auf, vereinigt Euch!" Bei uns, sagt es in einem seiner neuesten Artikel, ist der Proletarier, wie in England, zum Sklaven

der Maschine geworden; dort, wie hier, ist er verdammt, von einem ganz unzulänglichen Lohn jämmerlich dahin zu vegetiren, während die mächtigen Fabrikherren und Kapitalisten täglich reicher, hochmüthiger und tyrannischer werden. Von den Zugängen zur menschlichen Intelligenz ausgeschlossen, ist er zur Rolle eines Maschinenrades herabgesunken und muß jeden Tag gewärtigen, daß er auf's Pflaster gesetzt wird, wenn eine neue Erfindung das lebendige Rad durch ein metallenes zu ersetzen weiß. Für den Arbeiter existirt keine Familie mehr; Eltern und Kinder verlassen sich vor Tagesanbruch und sehen sich höchstens des Abends, von der Arbeit erschöpft, wieder, sehr oft erst am Ende der Woche. Somit ist auch bei uns Alles vorhanden, was in der Brust des Arbeiters ein tiefes und dauerndes Mißvergnügen nähren muß: schlechte Kost, Wohnung und Kleidung; körperliches Verkommen; geistige Verdumpfung, weil zwischen der täglichen Beschäftigung und den geistigen Fähigkeiten kein Band vorhanden ist; stete Unsicherheit der Existenz, die allen Wechselfällen der Konkurrenz ausgesetzt ist, endlich Vernichtung des Familienlebens — Nichts mangelt im Leidensverzeichniß des belgischen Arbeiters. Darum, Proletarier, erwacht, vereinigt Euch! Nur indem Ihr Euch eng aneinander schließt, Eure vereinzelten Kräfte auf einen Punkt hinrichtet, auf den Widerstand gegen die Kapitalisten, gegen die jetzige Bourgeoisiegesellschaft, nur dadurch könnt Ihr zu Eurem Recht als Menschen gelangen, nur dadurch Eure jetzige qual- und jammervolle Lage in eine glückliche verwandeln!

In dieser Weise redet das obengenannte Arbeiterblatt zu den belgischen Proletariern.

Interessant ist ein kürzlich im Druck erschienener Bericht über die Ausbeutung der Steinkohlen- und Erzbergwerke, wie über die Hochöfen, Eisenhämmer, Glashütten, Dampfmaschinen u. s. w. in Belgien. Er umfaßt die Jahre 1839 bis 1844, wiewohl er gelegentlich auch Data aus dem Jahre 1846 anführt. Danach betrug die Zahl der Steinkohlen-Gruben:

im Jahre	1839.	1840.	1841.	1842.	1843.	1844.
an konzessionirten:	166.	175.	183.	188.	195.	201.
an provisor. geduldeten:	136.	124.	117.	112.	110.	108.
Summa:	302.	299.	300.	300.	305.	309.
in wirklichem Betrieb:	257.	241.	237.	229.	219.	212.

Es war:		die Zahl der Arbeiter;	die Produktion;		der Werth der Produkte:	
1839.	—	37,047	3,479,160	Tonnen;	45,123,595	Frs.
1840.	—	39,150	3,929,962	„	46,343,285	„
1841.	—	37,629	4,027,766	„	42,511,300	„
1842.	—	39,902	4,141,463	„	38,038,326	„
1843.	—	37,503	3,982,274	„	36,177,465	„
1844.	—	38,490	4,445,240	„	39,844,191	„

Wie verhielt sich der Lohn der Arbeiter? Als durchschnittliches Resultat zeigt sich Folgendes:

im Jahre	1839.		1840.		1841.		1842.		1843.		1844.	
	Fr.	c.	Fr.	c.	Fr.	c.	Fr.	c.	Fr.	c.	Fr.	c.
i. westl. Bassin v. Mons:	2	36	2	19	2	7	2	3	1	83	1	80
im mittl. „ „ „	1	30	1	20	1	20	1	20	1	20	1	30
im Bassin v. Charleroi:	1	60	1	60	1	50	1	55	1	50	1	60

In der zweiten Bergwerks-Abtheilung (Provinzen Namur und Luxemburg) betrug das durchschnittliche Tagelohn des Arbeiters:

im Jahre	1839.	1840.	1841.	1842.	1843.	1844.
	Fr. c.	Fr. c.	Fr. c.	Fr. c.	Fr. c.	Fr. c.
	1 45	1 44	1 37	1 37	1 38	1 31

Man sieht hieraus, wie der Arbeitslohn des Proletariers binnen einigen Jahren um 14 Centimen pro Tag gesunken ist. Schade, daß in dem Bericht die Zahl der Kapitalisten, eben so wie ihre Gewinnste, ganz unerwähnt gelassen sind. Es würde sich sonst zeigen, wie viel ein Kapitalist durch bloßes Nichtsthun gewinnt, während der Arbeiter trotz allen Fleißes nicht einmal so viel erwirbt, daß er seine gewöhnlichsten thierischen Bedürfnisse befriedigen kann. Für die Arbeiter in den Erzbergwerken ist der tägliche Lohn noch mehr heruntergegangen, z. B. in der Provinz Lüttich von 1 Fr. 37 c. (1837) auf 1 Fr. 15 c. (1844). In den 5 Jahren, von 1840 bis 1844 sind bei den Grubenarbeiten 775 Unglücksfälle vorgekommen und dadurch 580 Arbeiter getödtet, 546 verwundet worden, in Summa 1126 Arbeiter verunglückt. Aus dem Berichte selbst geht hervor, daß die Kapitalisten, die Eigenthümer und Ausbeuter der Gruben die nöthigen Vorsichtsanstalten unterlassen, weil die Kosten dafür ihren Gewinn schmälern würden, und ob ein Arbeiter mehr oder weniger verunglückt, ist ihnen sehr gleichgültig.

⊥⊥ **(Zürich,** Mitte Juli.) Die Tagsatzung ist eröffnet und die Eröffnungsrede des Bundespräsidenten, Hrn. Ochsenbein, ist in Aller Munde. Zwar ist eine solche Eröffnungsrede nicht einer Thronrede gleich zu achten; sie ist nicht, wie diese, eine Darlegung der Ansichten des Kabinets, der Regierung; sie spricht vielmehr nur die persönliche Richtung des Bundespräsidenten aus. Im vorliegenden Falle kann man aber kühn annehmen, daß Hr. Ochsenbein nicht nur die Ansichten der Berner Regierung, sondern auch die der großen Majorität des Berner und wahrscheinlich des Schweizer Volkes ausgesprochen hat.

Hr. Ochsenbein steht an der Spitze der Fraktion der Liberalen, welche eine totale Revision des Bundesvertrages und zwar nicht durch die Tagsatzung, sondern durch einen eigens niederzusetzenden Verfassungsrath wollen. Die Bundesrevision ist daher der Hauptinhalt seiner Rede, welche übrigens mit oratorischer Gewandtheit, mit Würde und Festigkeit gehalten ist. Hr. Ochsenbein geht unter den Schweizer Radikalen vielleicht am weitesten in seinen Anforderungen an die Bundesrevision; er will, wie er offen ausspricht, eine Koncentration der durch die unbeschränkte Kantönli-Souverainetät zersplitterten Kräfte in einer Centralstelle, eine Gesammt-Eidgenossenschaft, etwa nach Art der Vereinigten Staaten von Nordamerika; er will aber diese Koncentration „mit möglichster Schonung der Kantonal-Souverainetät und der Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Stände.“ Er will also nicht die Herstellung der helvetischen Republik, welche nach Napoleonischen Centralisations-Grundsätzen alle kantonalen Verschiedenheiten rücksichtslos nivellirte. Und doch stellen die li-

beral-konservative „Eidgenössische Ztg." des Hrn. Bluntschli und die „Ztg. für die katholische Schweiz," das jesuitisch-ultramontane Organ des Hrn. Siegwart, täglich ihrer Partei die Herstellung der Helvetischen Republik als Ochsenbein's und der Radikalen Absicht dar. Es liegt eben in ihrem Interesse, den Kantönligeist wach zu halten und eine Centralisation zu hindern, weil sonst ihre Rolle bald ausgespielt sein möchte. Deßhalb sind beide Zeitungen in diesem Punkte einig, in wie heftiger Fehde sie sonst auch liegen. Beide sind unerschöpflich im Variiren ihres Thema's, in Verspottung von Ochsenbein's diplomatischem Dünkel, welcher den Kanton als ein zu kleines Feld für seine Talente ansähe; er strebe nur zur Befriedigung seines Ehrgeizes nach einer Gesammt-Eidgenossenschaft, weil er auf den Präsidentenstuhl hoffe, den er auf den Trümmern der Kantonssouverainetät erbaut hätte.

Diese Bundesrevision stellt Ochsenbein als Haubtaufgabe der Tagsatzung hin; es sei Gefahr im Verzuge und man müsse ohne Säumniß Hand anlegen. Eine fremde Intervention weis't er ziemlich weit ab. Man wolle zwar wissen, daß die beim Wiener Vertrage mitwirkenden Mächte einer Bundesrevision abgeneigt wären. Einmal aber erheische das Interesse der Mächte sowohl Neutralität der Schweiz, als Erhaltung des allgemeinen Friedens. Dann hätten aber auch jene Mächte kein positives Recht sich einzumischen. Nicht vermöge des Wiener Vertrages besitze die Eidgenossenschaft das Recht selbsteigener Konstitution, sondern vermöge ihrer Souverainetät, und nicht der Bundesvertrag der 22 Kantone sei von den kontrahirenden Mächten garantirt, sondern das vermöge des Wiener Vertrages der Eidgenossenschaft zuständige Gebiet. (Das ist die Antwort auf Guizot's stete Erklärung, Frankreich erkenne nur die 22 souverainen Kantone, also keine Gesammt-Eidgenossenschaft an.) Sollte aber trotz aller dieser Thatsachen das Unwahrscheinlichste, eine fremde Intervention eintreten, so werde die Schweiz ihre theuer erkämpfte Unabhängigkeit zu wahren wissen. — Unterdessen hat Ochsenbein schon zum Jubel der Radikalen eine neue Note Hrn. Guizot's über Anerkennung der 22 souverainen Kantone wegen Unförmlichkeit zurückgewiesen, was jene Zeitungen wieder sehr unschicklich finden. —

Bei seinem Rundblick über die gegenwärtige Lage der Dinge erwähnt er der Vernichtung Krakau's in Ausdrücken, in deren Erwartung die Gesandten der nordischen Mächte der Eröffnung nicht beiwohnten. „Während der Fall Polens als noch nicht vernarbte Wunde fortblutet, während in jüngster Zeit die bedeutungsvolle, weil allem Völkerrecht zuwiderlaufende Vernichtung einer Schwesterrepublik Helvetiens, der Republik Krakau, zum Hohne der civilisirten Welt verübt, und an den Ufern des Tajo die Unabhängigkeit einer Nation mit Füßen getreten wurde, erblicken wir an der Schelde und Isar Erscheinungen, die wir noch vor Kurzem zu den Unmöglichkeiten gezählt hätten. In diese Kategorie gehört auch die wesentliche Kräftigung des konstitutionellen Prinzips im Norden von Deutschland — ein längst verheißener, doch jetzt erst erschienener Stern." Diese Worte sind allerdings mehr Ausdrücke der Gefühle eines Republikaners, als Ergebnisse diplomatischer Redekünstelei und zurückhaltender Unbestimmtheit. Es wäre ergötzlich, wie die HH. Bluntschli und Siegwart, welche

sich trotz ihrer Grobheit gegen ihre Gegner in der Schweiz für gewaltig feine Diplomaten halten, mit diesen Worten sich herumzerren, wenn nicht die Art, wie sie sich vor den fremden Mächten beugen, um ihrer Malice gegen Ochsenbein Luft zu machen, gar zu jämmerlich wäre. —

Trotz Ochsenbeins Versicherung, daß bei der Bundesrevision Gefahr im Verzuge liege, glaube ich doch schwerlich, daß die bedächtigen Schweizer sich allzu sehr damit beeilen werden; auf dieser Tagsatzung wird sie kaum ernstlich in Angriff genommen werden. Der erste Akt der Tagsatzung war die Wahl eines eidgenössischen Staatsschreibers und siehe da, der Hr. v. Gonzenbach, der lange diesen Posten bekleidete, wurde nicht wieder gewählt, obgleich seine Fähigkeiten anerkannt sind. Man beschuldigt ihn allzu großer Hinneigung zum Auslande, wenigstens allzu großer Vorliebe für ausländische Orden. Er hatte bei der Eröffnung der Tagsatzung seinen ganzen großen Vorrath davon angeheftet und Baselland sprach offen aus, daß es Hrn. v. Gonzenbach deßhalb für nicht tauglich zu seiner wichtigen Stelle halte. Außerdem neigt sich Hr. v. Gonzenbach den sonderbündischen Konservativen zu, und die liberale Majorität der Tagsatzung mag es für bedenklich gehalten haben, unter Umständen, wo man vielleicht schnell und heimlich kriegerische Plane fassen könnte, einem Freunde des Sonderbundes stets die erste Kenntniß derselben zu gestatten. Es wurde also ein weiland deutscher Burschenschafter, Rathsschreiber Dr. Schieß von Appenzell a. R. gewählt, und die konservativen Blätter haben trotz ihrer Wuth wegen Gonzenbach's Beseitigung nicht einmal Witz genug, den Umstand auszubeuten, daß Hr. Schieß bislang eine Stelle in Appenzell, der schweizerischen Gascogne, bekleidete, obgleich sie nach allen Seiten auf verwundbare Stellen vigiliren. Sonst ist noch nichts Wichtiges auf der Tagsatzung vorgekommen. Nur wurde die Streichung des Hrn. Moriz Barmann von Wallis aus dem eidgen. Stabe, welche Hr. Adrian von Courten, der Fähndrich Pistol der Tagsatzung, in seiner bekannten hochtrabenden Manier verlangte, verworfen. Hr. Barmann vertheidigte bei dem Umsturz im Wallis die legale liberale Regierung, welche Hr. v. Courten, oder vielmehr Hr. v. Kalbermatten an der Spitze der von den Jesuiten und Pfaffen fanatisirten Oberwalliser Bauern stürzte. Und derselbe Hr. v. Courten verlangt jetzt Barmann's Entfernung aus dem Stabe wegen Aufruhrs. Oberst Frei-Herose von Aargau hob diese fast naive Unverschämtheit gebührend hervor. Er bewies, daß Barmann für die Regierung gefochten habe daraus, daß er von derselben Proviant erhalten habe. Adrian v. Courten behaubtete aber, „das sei nur aus Mitleid geschehen; Wallis schlage seine Feinde zu Boden, damit sei es zu Ende.“ —

Sonst ist Alles bei'm Alten. Der Sonderbund fährt fort, die Bauern zu fanatisiren und sich nach Kräften zu rüsten. Vor einigen Tagen traf ich in Brunnen den Sonderbundsgeneral Salis-Soglio in Konferenz mit Oberst Abyberg von Schwyz, um die dortige Miliz zu inspiziren. In Luzern wurden fleißig Rekruten einexercirt, die mir übrigens sehr dürftige Bürschlein zu sein schienen. Uebrigens ging es dabei sehr ungenirt und republikanisch her. Ein preußischer Exerciermeister wird es gewiß nicht für möglich halten, daß eine ganze Linie unter dem Gewehr über einen Ungeschickten in schallendes Gelächter ausbrach, ohne daß der Offizier das

rügte. — Daß die republikanische Gleichheit dem Ansehen des Geldes keinen Eintrag thut, mag folgendes Geschichtchen beweisen. Mein Führer erzählte mir von den liberalen Gebrüdern Aufdermauer in Schwyz, welche vergebens versucht hätten, den ultramontanen Abyberg zu stürzen. „Man achtet sie eben nicht so, sagte er als etwas sich von selbst Verstehendes, denn sie haben lange nicht so viel Vermögen." —

(Zürich, Anfang August.) Folge mir, geneigter Dampfbootleser, getrost durch dick und dünn, ich führe dich diesesmal nicht in den Schooß der hohen Tagsatzung, nicht in die Ränke der Diplomatie und die Schlangenwege der Politik, ich führe dich zu einem Volksfest, wo es so lustig zugeht, daß es einem das Herz erfrischt. Es ist das eidgenössische Schützenfest zu Glarus. Schon die Reise dahin ist wunderschön. Wir gehen an Bord des Dämpfers, um den Zürchersee hinauf zu fahren; das Verdeck ist gedrängt voll, und trotz dieses Gedränges ein Rennen und Laufen durcheinander in den letzten Minuten vor der Abfahrt, und ein Lärm, daß einem ganz wüst davon wird. Da perorirt ein Hausknecht aus dem Hotel Baur auf einen Engländer, dem er bis auf's Verdeck nachgesprungen, los, er habe ihm für die und die Dienstleistung noch das ihm gebührende Trinkgeld nicht verabreicht; der Engländer steht breitbeinig da, schaut dem perorirenden Hausknecht unverwandt in's Gesicht, und erst als dieser seinen Sermon geendigt, erklärt er mit großer Seelenruhe: I do'nt understand french; worauf denn sein Begleiter, der französisch versteht, ihm das Petitum des Hausknechts erläutert. Kopfschüttelnd und brummend befriedigt er ihn. Neben ihm steht eine gelb nankingne Miß, mit zwei armesdicken Fernröhren vor den Augen und eingethan in ein Kleid mit so entsetzlich vielen Knöpfen, daß, wenn bei uns die Tscherkessensitte des Gürtellösens üblich wäre und der glückliche Bräutigam alle diese Knöpfe aufthun müßte, — schon dieser Umstand allein ihrer Verehelichung große Schwierigkeiten in den Weg legen würde. Langweiliges Volk, diese Engländer, sowohl die englischen, wie die deutschen (im Berner Oberlande macht man bereits diesen Unterschied). Weiß der Teufel, was das Volk von England als Ganzes thut, das ist immer groß, stolz und kühn, und das ist es trotz seiner engherzigen gewissenlosen Schacherpolitik durch die Art der Ausführung; aber die einzelnen Engländer, namentlich die reisenden Exemplare, sind über die Maßen unausstehlich und wären gar nicht zu ertragen, wenn sie nicht zugleich so lächerlich wären. Nun Geduld, wir haben ihre Gesellschaft nur eine Stunde lang bis Horgen, dort steigen sie aus, um den Rigi mit einem Besuch zu beehren, und wir bekommen neue Gesellschaft, Schützen, die dem Fest zu eilen, mit verschiedenen Fahnen von Bern, Waadt, Solothurn u. s. w. Rasch geht's den See hinauf, und die aufgepflanzten Fahnen flattern fröhlich und lustig im Morgenwinde. In Schmerikon, wo wir gegen 12 Uhr landen, wartet unser bereits eine ganze Reihe von Wagen, um uns weiter nach Glarus zu bringen. Auf dem Wege sind Ehrenbogen errichtet und in den Ortschaften, durch welche der Weg führt, ist die Bevölkerung auf den Beinen, um

die heran ziehenden Fahnen und Schützengesellschaften zu begrüßen. Da kommen wir an einen Ehrenbogen, der die Inschrift trägt: „Hie Gaster, Hie Eidgenossenschaft!“ Hei! wie da die ganze Wagenreihe entlang heller Jubelruf ertönt, wie die Fahnen geschwenkt werden, um dem Bezirk Gaster, der bei den St. Galler Maiwahlen den Ausschlag gegeben hat, zu salutiren, und wie freudig die Bevölkerung von Gaster antwortet! Es war hübsch anzusehen, und auch der verehrl. Correspondent des Dampfbootes nahm ganz ernsthaft seine Mütze ab. Ist doch kuriös, wie ein so kleiner Bezirk, an den obendrein keiner der Herren Volksführer gedacht hatte, einen Ausschlag giebt, der nicht bloß für St. Gallen, sondern für die ganze Schweiz so hochwichtige Folgen haben kann. Aber weiter! wir biegen rechts ein, und es geht in den Canton Glarus hinein, das schöne Linththal, zu beiden Seiten von unvernünftig hohen Bergen begränzt, hinauf. Die Triumphbogen folgen sich dichter, der ganze Canton ist festlich geschmückt. Auf einem kleinen Hügel vor uns krachen Böllerschüsse, die unsere Fahnen begrüßen und in langem Donner die Felswände entlang rollen, wir biegen um den Hügel herum, und da liegt, halb zwischen den Bergen verloren, der freundliche Flecken Glarus vor uns. Gleich rechts daneben, am Fuße des mächtigen Glärnisch, ist der Schießplatz, in dessen Mitte von einem 70 Fuß hohen Freiheitsbaume herab die roth und weiße Fahne weht. Und hoch auf der Spitze des 8000 Fuß hohen Glärnisch erblickst du dieselbe Fahne, welche kühne Bergsteiger dort aufgepflanzt haben, daß sie weit hinabschaue in's Land. Leider hat ein junger Mann dabei den Hals gebrochen. Wir betreten den Schießplatz; der schöne Wiesengrund ist zwar durch das Regenwetter in ein wahres Schlammeer verwandelt, indessen wir haben gute Stiefeln an, also frisch hinein. Den Hintergrund des Festplatzes bildet die große Speisehütte, in deren obern Stockwerk 3000 Personen Platz finden, das untere Stockwerk ist zu einem Bazar eingerichtet. Rechts ist die Schießhütte, aus welcher es nach 45 Scheiben ununterbrochen kracht. Beide Hütten sind nur einfach aus Brettern zusammengenagelt, aber die Schieferdächer geben ihnen ein reinliches und solides Ansehen. Links ist der Gabentempel, in welchem an großen Schaufenstern die Preise und Ehrengaben ausgestellt sind; auf der Zinne wehen die Fahnen der verschiedenen Schützengesellschaften, und über diesen die Eidgenössische Schützenfahne. Diese hatte auf ihrem Zuge von Basel, wo das letzte Schützenfest gewesen war, auch allerlei Fata erlitten. Es ist gewiß ein sehr natürliches Gefühl, daß ein Volk, welches etwas auf sich hält, in seiner Fahne etwas mehr sieht, als ein paar Ellen Taffet, und daß die nationale Gesinnung sich im Cultus der Fahne kund zu geben sucht. So war denn auch in Basel ein eigenes Comité, an dessen Spitze Dr. Brenner stand, gebildet, um die Eidgenössische Schützenfahne in festlichem Zuge nach Glarus zu geleiten. Der Redacteur der Baseler Nationalzeitung aber, Rathsherr Häusler, nannte die Fahne „einen Fetzen Tuch, den man den radikalen Kindern eben so gut wie jedes andere Spielwerk hinwerfen möge.“ Das war doch selbst den Baseler Zöpfen zu arg; nur mit Mühe gelang es einigen einflußreichen Männern, die allgemeine Erbitterung von einem thätlichen Ausbruch gegen Hrn. Häusler zurückzuhalten. Dieser verstand sich zwar zu einer Art von Ehrenerklärung, die aber nicht

für genügend erachtet wurde, weshalb er sodann seiner Sicherheit wegen mit Weib und Kind die Stadt verließ; in Glarus wurde er öffentlich von der ganzen Schützenversammlung für ehr- und wehrlos erklärt. Die Fahne wurde auf dem ganzen Zuge überall festlich empfangen, sogar, trotz aller Gegenbemühungen der Regierung, in den Schwyzer Bezirken, durch welche ihr Weg führte; nur nicht in Zürich. Man hatte natürlich erwartet, daß die Stadtzürcher Schützengesellschaft ihr die Ehre des Empfanges erweisen würde; die weisen Stadtzöpfe aber beschlossen unmittelbar vor ihrer Ankunft, solches nicht zu thun. So konnten sich nur einzelne Mitglieder der Cantonalschützengesellschaft in möglichster Eile zusammenthun und einen, wenn auch nur unvollkommenen, Empfang improvisiren.

Das Schießen wird großartig betrieben, ist aber ein ziemlich kostspieliges Vergnügen. Es giebt Schätzen, die täglich über tausend Schüsse thun und somit in den fünf bis sechs Tagen, da der Schuß 3 Batzen kostet, wohl ein Tausend Gulden verschießen, und durch die gewommenen Preise und Ehrengaben schwerlich zu ihrem Schaden kommen; andere freilich gewinnen auch dabei. Das Schwarze in der Scheibe — es hat einen Durchmesser von 2½ Zoll, die Entfernung beträgt 530 Fuß — treffen, heißt „eine Nummer schießen;" für die ersten zwanzig Nummern erhält der Schütz einen silbernen Ehrenbecher, deren in Glarus über fünfzig ausgetheilt wurden. Geldpreise erhält der, wer am Tage die erste oder letzte Nummer schießt u. s. w., wer an jedem Vor- und Nachmittage, und endlich wer am ganzen Fest die meisten Nummern geschossen hat. Diesen letzten Preis trug in Glarus ein Herr Sandoz aus Neuenburg davon; er hatte es bis auf 200 Nummern gebracht, aber dabei über 1000 Gulden an Schußgeld bezahlt. Der Preis dafür betrug 200 Fr., außer den einzelnen Preisen, die er auf die eben angegebene Art im Verlauf der einzelnen Tage erhalten hatte. Herr Bänzinger aus Appenzell, sonst wohl der beste Schütz in der Schweiz, scheint es diesesmal nicht darauf abgesehen haben zu wollen oder zu können, um die meisten Nummern mit zu concurriren; Lord Vernon, der sonst immer auf diesen Preis los arbeitet, aber ihn nie erreicht, war nicht zugegen. Die größten Preise und werthvollsten Ehrengaben sind für die „Stichscheiben," deren Schwarzes einen Durchmesser von 10 Zoll hat, nach denen aber Jeder nur einmal schießen darf, und zwar nur Mitglieder des eidgenössischen Schützenvereins, gegen einen Einsatz von 26 Fr. —

Ueber den praktischen Nutzen solcher Schützenfeste, die alle zwei Jahre gehalten werden, nur ein paar Worte. Sie geben allerdings eine große Anregung sich in der Schützenkunst zu vervollkommnen, und der Stutzer ist die Nationalwaffe der Schweizer. Für den Krieg aber ist der Scheibenstutzer viel zu schwer, und das Visier zu fein und zu zerbrechlich. Der geübte Scheibenschütz hat freilich auch mit dem gewöhnlichen Feldstutzer einen großen Vorsprung, indessen ließe sich das auch wohl mit geringeren Mitteln erreichen, und ein Hauptpunkt in der Schützenkunst, das Distanceschätzen, wird bei dem Scheibenschießen gar nicht geübt. Wichtiger erscheint mir die andere Seite der Schützenfeste, nämlich, daß sie allgemeine Volksfeste sind, bei welchem die Männer aller Kantone sich kennen lernen, und sich dem Kantönligeist gegenüber als Bürger eines gemeinsamen Vater-

landes und als freie wehrhafte Männer fühlen lernen, die da wissen, daß sie über ihre gemeinsamen öffentlichen Angelegenheiten ein Wort mitzureden haben. Dadurch erhalten diese Feste eine große politische Bedeutung. Die gemeinsamen Tagesangelegenheiten werden hier zwar nicht so weitschweifig, wie in der Tagsatzung, aber eben so gründlich und nachhaltiger besprochen. Wenn die Exekution gegen den Sonderbund zu Stande kommt, so ist das gewiß nicht zum kleinsten Theil der durch und durch radikalen Haltung des Glarner Schützenfestes zuzuschreiben. Mittags um 12 Uhr wird das Schießen auf eine Stunde unterbrochen, ein Kanonenschuß giebt das Zeichen, worauf Alles, Schützen und wer sonst will, der Speisehütte zueilt, um ein einfaches Mittagsmahl einzunehmen; ein Redner nach dem andern besteigt dann die Rednerbühne und bringt Trinksprüche aus auf dieses und jenes, von dem er weiß, daß es im Herzen des Schweizervolkes wiederklingt. Je radikaler gesprochen wurde gegen den Sonderbund und gegen die Jesuiten, desto donnernder ertönte der Beifall; eben so, wenn die Anmaßungen der Diplomatie kräftig zurückgewiesen wurden. Der französische Gesandte, Monsieur Bois Lecomte, der „Holzgraf," wie er hier allgemein genannt wird, mußte viel herhalten. Der Waadtländische Staatskanzler, Fornerod, brachte dem Radikalismus, durch welchen das Individuum erst zur wahrhaften Geltung gelange — ich dachte schon, er werde noch in den Sozialismus hineingerathen, und spitzte ganz gewaltig die Ohren, aber vergeblich — und der der Engherzigkeit und Selbstsucht entgegen trete, sein Lebehoch! Dem Radikalismus, der wirklichen Demokratie stellte er die 30000 Bajonette der Waadt zur Verfügung; die Schweiz habe so viele Feinde nur wegen des Radikalismus, und er, der Redner, habe das Recht, dem Radikalismus sein Lebehoch zu bringen, denn er sei ein Waadtländer und Waadt sei der radikalste Kanton in der Schweiz. Keiner der übrigen Redner wurde mit so stürmischem Beifallsjubel aufgenommen, als namentlich diese letzte Wendung, und es machte sehr wenig Effekt dagegen, als ein Hr. Blumer von Glarus auftrat und die Vortrefflichkeit der wahren Demokratie, z. B. der Glarner, anpries, welche in der Achtung vor den gesetzlichen Formen, die das Volk sich selber gegeben, bestehe, und daß es ganz undemokratisch sei, eine Regierung, wenn sie auch dem Volk mißfalle, mit Gewalt zu stürzen. Sollte wohl ein Stich auf die Waadtländer sein, machte aber, wie gesagt, wenig Effekt. Die Glarner Staatsmänner haben sich die Zürcher Legalität zum „leuchtenden Vorbild" genommen. Das Schweizer Volk denkt aber in vielen Punkten ganz anders als seine Staatsmänner; das ist mir namentlich bei diesem Schützenfeste klar geworden, und mir überhaupt das Schweizer Volk in einem viel vortheilhafteren Lichte erschienen, als bisher. Ich weiß zwar recht gut, daß bei solchen Festen Vieles gejubelt und Vieles bramarbasirt wird, was gar nicht so ernstlich gemeint ist, mag man dieses nun dem Wein zuschreiben, oder dem allgemeinen Aufschwung der Gemüther, der auch die Schlaffen und Unentschiedenen mit fortreißt; dennoch stand, wenigstens so lange ich in Glarus war, die Ueberzeugung fest in mir: das Schweizervolk wird sich weder den Sonderbund und die Jesuiten gefallen lassen, noch die Anmaßungen der Diplomatie, mögen die schweizerischen Staatsmänner auch

temporisiren, wie sie wollen. Zwar hat das Glarner Festcomité die Abgeordneten des Berner Volksvereines, welche die Stiftung eines allgemeinen Schweizerischen Volksvereines auf dem Fest zur Sprache bringen wollten, zurückgewiesen, aber die versammelten Schützen haben eine Adresse an die Tagsatzung gerichtet, mit der Bitte, dem Beschluß gegen den Sonderbund Nachdruck zu geben, der Diplomatie gegenüber die Ehre der Schweiz kräftigst zu wahren und auf die unterzeichneten Schützen zu zählen, die mit Gut und Blut für das, was sie wünschten, einstehen würden. Es schien zwar einigen Tagherren bedenklich, Adressen von bewaffneten Volksversammlungen entgegen zu nehmen, indessen es geschah doch. Und wie unter der Hand verlautet, soll bereits die Mehrheit der liberalen Stände entschieden für die Exekution sein, und selbst Hr. Bürgermeister Furrer sich viele Mühe geben, die noch schwankenden Stände Graubünden und St. Gallen für die Exekution zu gewinnen. Man spricht davon, vorläufig eidgenössische Commissäre in die Sonderbundskantone zu schicken, welche den außerordentlich einzuberufenden Landsgemeinden die Frage vorzulegen hätten, ob sie gesonnen wären, sich den Beschlüssen der Tagsatzung zu fügen, oder nicht. Jedenfalls muß dann etwas geschehen; was aber, weiß ich nicht. Auf der Tagsatzung ist eben die Beschlagnahme sonderbündlerischer Munition durch die Regierung oder vielmehr durch das Volk des Kanton Tessin an der Tagesordnung. Die Kommission hat den Antrag gestellt, die Tagsatzung möge die Berechtigung dieser Beschlagnahme anerkennen; denn da der Sonderbund durch Beschluß der Tagsatzung für bundeswidrig und aufgelös't erklärt sei, so könne man seine außerordentlichen Kriegsrüstungen nicht ferner dulden. Wie zornig und grob die Sonderbündler auch wegen dieser Anträge sich gebärdeten, so zweifelt doch Niemand, daß die liberale Majorität der Tagsatzung, deren Organisation der Gesandtschaft von Neufchatel so viel Verdruß machte, dieselben gutheißen werde. Es ist klar, daß diese Anträge schon einigermaßen einen Kriegszustand mit dem Sonderbunde annehmen und ebenso klar ist es, daß dann die Tagsatzung, bei der zu erwartenden ferneren Renitenz des Sonderbundes gegen ihre Beschlüsse, sich Gehorsam verschaffen muß, zur Wahrung ihres Ansehens, wenn sie auch durch den Willen des Volkes und seiner Vereine sich nicht wollte bestimmen lassen. —

Der allgemeine schweizerische Volksverein ist am 27. Juli in Bern konstituirt worden. Vertreten waren dabei die verschiedenen Sectionen des Berner Volksvereins und die Kantone Waadt, Genf, Wallis, Aargau und Basellland. Als Zweck des Vereins wurde aufgestellt: Auflösung des Sonderbunds, Entfernung der Jesuiten und Revision der Bundesverfassung mit allen erlaubten und gesetzlichen Mitteln zu erzielen. In der Waadt hatte vor einiger Zeit das Central-Comité der association patriotique die einzelnen Sectionen aufgefordert, sich zu bewaffnen, die Zahl ihrer waffenfähigen Mitglieder anzugeben und sich militairisch zu organisiren, um den Beschlüssen der Tagsatzung Nachdruck geben zu können. Das konnte indeß selbst die Waadtländer Regierung nicht dulden, und sie erklärte das Central-Comité für aufgelös't. In einer darauf folgendrn Versammlung beschloß der Verein, sich den Beschlüssen der Regierung zu fügen,

die Waffenrüstungen einzustellen und ein neues Central-Comité zu wählen. Herr Prof. Eytel, zweiter Tagsatzungsgesandter, steht an der Spitze des Vereins. † † †

Weltbegebenheiten.

Juli.

Preußen. Wir müssen noch einmal einen Rückblick auf einzelne Partien in den Verhandlungen des Vereinigten Landtages werfen, selbst auf die Gefahr hin, in einzelne Wiederholungen zu verfallen. Ueber das Ende desselben, über das Schicksal der Verfassungsanträge, haben wir uns ausführlich genug ausgesprochen. Um die Ausschußwahlen noch näher zu charakterisiren, führen wir nur noch die Erklärung der Deputirten des Brandenburgischen Provinziallandtages an, dessen Loyalität gewiß Niemand in Zweifel ziehen wird. Sie erklärten, „die Gesetze von 1820 und 1823 stellten die Berechtigung zu den Wahlen sehr in Zweifel; sie wählten daher nicht aus voller Ueberzeugung und Uebereinstimmung mit ihrem Gewissen, sondern aus Gehorsam gegen den Willen des Königs." Aus solchen Erklärungen läßt sich die zukünftige Wirksamkeit der Ausschüsse, der Einfluß ihrer Beschlüsse leicht ermessen. Wir sind der Ansicht, daß ein Abgeordneter des Volkes keine höhere Rücksicht kennen darf, als die Uebereinstimmung seines Votums mit seinem Gewissen, mit seiner Ueberzeugung, mit dem, was er für recht und wahr hält.

Obgleich wir den ständischen Beschlüssen in Betreff der christlichen Dissidenten und der Juden sehr eine weitere, liberale Ausdehnung gewünscht hätten, obgleich wir es sehr beklagen, daß man die Ausübung politischer Rechte den einen ganz abgesprochen und sie bei den andern weiter hinausgeschoben hat, daß man nicht dem Antrage des wackeren Abgeordneten v. Saucken (Tarputschen) beigetreten ist, bei der Ausübung politischer Rechte Niemanden nach seiner Religion oder Konfession zu fragen, so läßt sich doch trotz dem nicht leugnen, daß keine Idee auf dem Landtage eine entschiedenere Niederlage erlitten hat, als die Idee des „christlichen Staates," wie ihn die Minister Eichhorn und v. Thile vertraten. Alle Anstrengungen der Regierungsredner, im Interesse und als Konsequenz des „christlichen Staates" ein b e s o n d e r e s, wohleinbalsamirtes Judenthum zu konserviren, waren vergebens: die Judenschaften, als bürgerlich-politische Korporationen, wurden entschieden verworfen. Es ist nicht zweifelhaft, daß der „christliche Staat," wie ihn jene Herren definirten, dem Volke durchaus fremd ist und dem Bewußtsein der Gegenwart diametral entgegenläuft. Berlin lieferte kürzlich wieder ein schlagendes Beispiel. Die Wahl der Stadverordneten werden in der Kirche vorgenommen und durch eine Predigt eingeleitet; ich weiß nicht, woher sich dieser seltsame Gebrauch schreibt. Der bekannte pietistische Prediger Kuntze schärfte nun der Versammlung dringend ein, daß die Wahlen vom „christlichen Geiste" durch-

drungen sein müßten, worauf ein jüdischer Wähler mit lauter Stimme Oeffnung der Kirchenthüre verlangte, damit er sich entfernen könne, weil er nicht im Stande sei, im christlichen Geiste zu wählen. Die Versammlung gab dem frommen Pastor ein glänzendes Dementi, indem sie den protestirenden Israeliten durch Akklamation zum Stadtverordneten wählte, was derselbe jedoch bescheiden ablehnte. Der sich in Herausforderungen Luft machende Unwille der Juden über einige ihren Charakter herabsetzenden Aeußerungen des Hrn. v. Vincke hat sich nun nach einer beruhigenden Erklärung des Letzteren gelegt. Sie protestiren aber energisch gegen die Aeußerungen der Hrn. v. Thile und Bodelschwingh. Ersterer beschuldige sie des Meineids, wenn er behaubte, sie betrachteten Zion als ihr Vaterland, weil das nach ihrem Bürger- und Kriegereid Preußen sei; und wenn Hr. v. Bodelschwingh sage, für die Juden, qua Juden sei Preußen kein Vaterland, so verstoße er damit gegen das Gesetz vom 11. März 1812, welches sie zu Staatsbürgern erkläre. — Dabei muß ich noch bemerken, daß auch der türkische Gesandte gegen den von Hrn. v. Thile in einer Debatte gebrauchten Ausdruck „türkisches Unwesen" Protest eingelegt und Genugthuung verlangt hat. Der Hr. Minister hat sich in der That etwas unbedacht ausgedrückt, da wir mit der Türkei in freundschaftlichen Verhältnissen stehen; denn gewiß läßt sich aus diesem Ausdrucke weit eher eine „Beleidigung einer befreundeten Macht" deduziren, als aus manchen vom Gericht verfolgten Schriften. Ein gegen mich erlassenes Urtheil erster Instanz hielt es sogar für injuriös, daß ich den König Otto v. Griechenland in seinen jungen Jahren einen „Knaben" genannt hatte. Ein Minister muß aber natürlich noch vorsichtiger sein, als ein Literat, der nur den Strafkodex, aber keine diplomatischen Rücksichten zu beachten hat.

Die Herrenkurie hat, wie ich schon im Junihefte meldete, eine Petition des Fürsten Lichnowsky um Reform des Zolltarifs bewortwortet und schien dabei die Einführung von Differentialzöllen im Auge zu haben. In der Ständekurie ist die Handelsfrage nicht mehr zur Berathung gekommen; aber das Gutachten der sechsten Abtheilung bevorwortet die Petitionen um ein Schutzsystem mit Differentialzöllen nicht, sondern erklärt sich offen für freien Handel nach innen und außen, ich glaube einstimmig. Die Mitglieder der Abtheilung sind aber, wenn ich nicht irre, sämmtlich aus den östlichen Provinzen, welche durchgängig im Interesse ihrer Schiffahrt und der Ausführung ihrer Ackerbauprodukte dem freien Handel huldigen, während die industriellen westlichen Provinzen ein Schutzzollsystem mit Differentialzöllen erstreben.

Sehr begierig ist man auf den Erfolg der von der Kurie der drei Stände ohne Diskussion einstimmig angenommenen Petition um Beseitigung der Censur und um Gewährung der Preßfreiheit. Ich glaube nicht, daß man nach dieser so entschieden ausgesprochenen Abneigung des Volkes gegen die Censur dieselbe noch aufrecht erhalten wird. Aber wird das Preßgesetz im Sinne derjenigen ausfallen, welche die Censur für eine eines mündigen Volkes unwürdige Fessel erklärten und eine freie Bewegung der Presse wollten, oder im Sinne derjenigen, welche durch ein Preßgesetz mit hohen Kautionen, Geld- und Freiheitsstrafen die Presse noch mehr zu beschränken, sie noch äbhängiger zu machen hofften, als daß durch die Cen-

fur möglich war? welche, wie Hr. v. Thadden komischen Andenkens sagen: „Die Preßfreiheit — aber den Galgen daneben?" Der Entwurf eines Preßgesetzes, welcher neulich in den Zeitungen kursirte, athmete ungefähr diesen Geist: die „Times" nannten ihn ein unparralleled scheme. Doch soll die Regierung demselben bis dahin fremd sein; ein diensteifriger Beamter, der seine Dinte nicht halten konnte — incontinentia atramenti, eine äußerst lustige, in den Handbüchern der Pathologie noch viel zu wenig beachtete Krankheit —, soll ihn zu seinem Privatvergnügen ausgearbeitet haben, um der Welt seine vorsündfluthlichen Ansichten nicht vorzuenthalten. Einige sagen, der deutsche Bund sei mit Abfassung eines allgemeinen Preßgesetzes beschäftigt; andere behaubten, es handle sich dort nur um Aufhebung der Karlsbader Beschlüsse, dieses unendlichen Provisoriums; die Abfassung der Preßgesetze selbst werde man den einzelnen Regierungen überlassen. Wie beengend das Preßgesetz aber auch ausfallen möge, ich ziehe das härteste noch der Censur vor. Dann kann ich wenigstens sagen, was ich sagen will, während ich jetzt höchstens nicht gezwungen werden kann, das zu sagen, was ich nicht sagen will, obgleich ein großer Theil der deutschen Presse leider auch von dieser negativen Freiheit einen äußerst bescheidenen Gebrauch macht und nur zu häufig gesinnungsloses, prinzipwidriges Geschwätz dem würdevollen Schweigen vorzieht. Und es wird immer starke Charaktere geben, welche sich dem Dienste des Volkes weihen, welche um jeden Preis die Wahrheit donnernd in das Land hinausrufen und wenn es sein muß, muthig mit ihrer Person für ihre Ueberzeugung einstehen. —

Es wird natürlich noch einige Zeit vergehen, bis die Verhandlungen des Vereinigten Landtages in das Bewußtsein des Volkes übergegangen sind, bis sich die Resultate seiner Wirksamkeit ganz übersehen lassen. Das aber ist schon jetzt jedem Unbefangenen klar, daß die ungeheuere Majorität des Volkes zu den liberalen Deputirten, zu den 138, zu den Männern des Rechtes steht. Mag immerhin der „Rhein. Beob." keifen über die geringen materiellen Erfolge des Landtages; mag die Berliner „Bürgerzeitung" des Hrn. Johann Jakob Hermes jammern über den „Stoß, den die Machtvollkommenheit der Krone durch den Landtag erhalten und nur darum ohne Gefahr ausgehalten habe, weil sie noch im Bewußtsein des Volkes wurzle;" mag sie noch so dringend abrathen von der Periodizität als einer Konzession an die Stände und dabei etwas denunziantenmäßig ausrufen, l'appétit vient en mangeant; mag ein Theil der Löbauer Stände u. a. gegen die Unterzeichnung der „Deklaration der Rechte" durch ihre Deputirten protestiren; mögen endlich ein paar pietistische Gemeindeälteste und Pfarrer der Synode zu Unna, indem sie sich für die verkörperte Volksstimme erklären, ebenso taktlos, als arrogant dem Könige in einer Adresse ihre Trauer kundthun darüber, „daß er betrübt worden sei" (durch die Handlungen der von ihm berufenen Vertreter des Landes!) und ihre Entrüstung über das schnöde Trachten des Landtages, sich mehr Macht und Theilnahme an der Regierung, als ihm geschenkt, zu ertrotzen, selbst mit Hintansetzung des materiellen Wohles des Vaterlandes" (der ostpreußischen Eisenbahn): — solche vereinzelte Adressen werden aufgehoben durch Gegenadressen, durch eine Masse von Zuschriften voller Anerkennung für die liberalen Deputirten, wie denn Naumburg in einer solchen bittet, die Stadt

nicht nach der (konservativen) Majorität der sächsischen Deputirten zu beurtheilen; solche vereinzelte Unkenrufe verhallen in dem Jubel, mit welchem überall die heimkehrenden liberalen Deputirten aufgenommen werden, namentlich diejenigen, welche bis zum letzten Augenblick konsequent blieben. Daß die Behörden an manchen Orten (Breslau, Düsseldorf) beabsichtigte Empfangsfeierlichkeiten und Feste aus polizeilichen Gründen oder wegen der Bundestagsbeschlüsse vom Juni 1832 über Volksversammlungen untersagten, hat einen höchst peinlichen, ungünstigen Eindruck gemacht, sicher einen ganz anderen, als jene Behörden beabsichtigten. Man ist sehr gespannt darauf, ob der bald zu erwartende Landtagsabschied mehr auf die durch seine Vertreter ausgesprochenen Wünsche des Volkes Rücksicht nehmen werde, als die letzten Provinzial-Landtagsabschiede. Die konservativ-reaktionäre Partei deutet mit Schadenfreude darauf hin, daß am Vorabend des Landtagsschlusses in Potsdam das Lustspiel von Kotzebue „die wörtliche Auslegung der Gesetze" nicht ohne ironische Beziehung aufgeführt sei; sie legt die Worte, welche der König denselben Abend zu vielen geladenen Deputirten gesprochen haben soll, „man würde bald noch mehr Entschließungen (als die bekannten Botschaften über die Wahlen der Ausschüsse 2c.) von ihm erhalten, durch welche Irrthümern vorgebeugt würde," natürlich ganz nach ihren Wünschen aus. Ich kann und will es nicht glauben, bis ich es schwarz auf weiß sehe, daß die Regierung den Ruf der Zeit, den Rath der Stände so wenig beachten und die Erwartungen der ungeheueren Majorität der Nation so täuschen sollte. Jedenfalls aber wird sie durch materielle Verhältnisse, durch nöthig werdende Anleihen oder Garantien bald sich wieder genöthigt sehen, die Stände von Neuem zusammenzurufen. Dann werden nach den Vorarbeiten des ersten Vereinigten Landtages die Verfassungsangelegenheiten, die jetzt mit Recht in den Vordergrund traten, nicht so viel Zeit wegnehmen. Der zweite Vereinigte Landtag wird seine Kräfte an der Lösung der materiellen Fragen zu prüfen haben, welche freilich nicht so leicht und einfach ist, als die der prinzipiellen. — Zum Schluß machen wir den Leser noch darauf aufmerksam, daß dem Vernehmen nach eine Geschichte des ersten Vereinigten Landtages vom Dr. Johann Jakobi in Königsberg zu erwarten ist. Der Verfasser der vier Fragen wird gewiß auch hier seine bündige Logik, seine Ruhe und Klarheit bewähren. —

Die Regierung scheint in Königsberg den Austritt der Mitglieder der freien Gemeinde aus der evangelischen Kirche erzwingen zu wollen, sie läßt jetzt die schon früher wegen verweigerter Austrittserklärung angedrohten Gefängnißstrafen exekutiren. Die Leute scheinen aber entschlossen, Märtyrer ihrer Ueberzeugung zu werden. Die Lichtfreunde unter Uhlich werden nun auch wohl heftiger zum Austritt gedrängt werden; die „Landeskirche" macht verzweifelte Anstrengungen, um sich die Alleinherrschaft zu sichern. Uebrigens greift die lichtfreundliche Bewegung noch immer weiter um sich. Als neulich in Wackersleben der Pfarrer bei einer Taufe die Glaubensartitel verlesen hatte und der Pathe ihnen durch sein Ja beitreten sollte, erklärte der Bauer ruhig: Nein, das glaube ich nicht mehr. Der Pfarrer tauft nicht zu Ende, womit der Bauer ganz gut zufrieden ist, und berichtet an das Konsistorium. Dieses schickt einen Rath ab, welcher vergebens die Bauern zu einer anderen altgläubigen Gesinnung zu

bringen sucht. Sie erklärten vielmehr, „sie würden sich der freien Gemeinde in Halberstadt anschließen; übrigens wollten sie deren Herrn Pfarrer nicht allzu sehr belästigen; sie wären schon zufrieden, wenn nur ein Paarmal jährlich was Geistliches zu ihnen herauskäme.“ Die „Gebildeten,“ die „Aufgeklärten“ werden sich entsetzen vor diesen Grundsätzen, weil sie ein Bauer ausspricht. Sie selbst, die Gebildeten, thun's freilich wohl ohne Pfarrer; aber wie soll Ruhe und Ordnung bestehen, wenn der Bauer solche Sprache führt? — Der alte Diesterweg ist nun endlich wirklich seiner Stelle als Seminardirektor enthoben, wie es heißt mit vollem Gehalt, „damit er sich ganz seiner Lieblingsidee, der Pestalozzistiftung widmen könne.“ Man hielt seine Stellung den Ansichten des gegenwärtigen Kultusministers gegenüber schon längst für unhaltbar; so ist die Pille wenigstens artig verzuckert. — In Berlin ist der frühere Kandidat der Theologie, Hr. Behrends, zum Stadtverordneten gewählt und diese Wahl soll von den Behörden so mißliebig befunden sein, daß man versuchen will, sie anzufechten. Behrends wurde früher zuerst wegen einer „kommunistischen“ Predigt zur Untersuchung gezogen und mußte nachher auf Andringen der Regierung aus dem Handwerkervereine ausscheiden, zu dessen beliebtesten Lehrern er gehörte. —

Ein böses Omen für das zu erwartende Preßgesetz ist das Verbot des zu Naumburg unter Hrn. v. Florencourt's Redaktion erscheinenden „Verfassungsfreundes;“ Hr. v. Florencourt gehört trotz einiger Opposition gegen die Büreaukratie entschieden zu der alten romantischen Partei, der Pflanzschule der Reaktion. — Am Rheinischen Kassationshofe zu Berlin wurde das vom öffentlichen Ministerium gegen die Urtheile über die Herren Borchardt und Raveaux, angeklagt wegen eines Artikels und einer Brochure über die Kölner Augustereignisse, eingelegte Kassationsgesuch verworfen. Die Kölner Gerichte sind jetzt mit der Aburtheilung der wegen jener Augustereignisse Angeklagten fertig geworden. Ein Nachtwächter ist wegen Mißhandlung von Bürgern, die er zur Unterstützung des Militairs verübte, zu 3 Monat Gefängniß verurtheilt, 3 Bürger zu Geldstrafen bis 10 Thlr., weil sie den Anordnungen der Militairmacht nicht sogleich Folge leisteten. Das sind die Resultate der langwierigen kostspieligen Untersuchung: sie sind allerdings sehr geringfügig, wenn man dagegen einen Todten, zwei Trepanirte und eine Masse Verwundeter in die Wagschaale legt. Vom Militair ist also keiner schuldig befunden; es hat trotz aller Klagen der Bürger über zwecklose Mißhandlungen und Rohheiten in den Augen der Vorgesetzten nur seine Schuldigkeit gethan. — Härter sind die Urtheile gegen die Berliner Tumultuanten ausgefallen. 8 sind für nicht schuldig erklärt, 13 von der Anklage entbunden, 86 bestraft mit Gefängnißstrafen bis zu 10 Jahren; von denen, welche gegen die Urtheile appellirten, sind nur diejenigen auf freien Fuß gesetzt, welchen weniger als 3 Monate Gefängniß zudiktirt waren. Die Verurtheilungen wären vielleicht noch strenger ausgefallen, wenn die Belastungszeugen nicht meistens Polizeibeamten gewesen wären. Der bekannte Hr. Stieber, der mehrere Angeklagte vertheidigte, griff die Glaubwürdigkeit dieser Polizeivigilanten mit vielem Nachdruck und vieler Sachkenntniß an, die Richter neigten sich auch offenbar zu der Ansicht hin, daß das Zeugniß eines Polizeivigilanten ein

Faktum nicht evident beweise, und wenn man die Rolle Hrn. Stiebers in Schlesien bei der sog. kommunistischen Verschwörung bedenkt, so darf man wohl annehmen, daß die Person des Vertheidigers einigen Einfluß auf die Ansicht der Richter übte. Jedenfalls ist es interessant, diese Angriffe auf die Polizeivigilanten aus Hrn. Stiebers Munde zu hören, der in Warmbrunn und Umgegend als Maler u. dgl. agirte. —

Der große Polenprozeß wird nun wohl demnächst beginnen und die Verhandlungen werden hoffentlich mehr Licht über die ganze Angelegenheit verbreiten, als die Mittheilungen der „Bremer" und der „Augsb. Allgem. Ztg.," welche aus der offiziellen Anklageakte geschöpft zu haben versichern. Ist diese theilweise veröffentlicht, so sollte man sie billig ganz der Publizität übergeben. Die umfassendsten Bekenntnisse soll der bis zu seiner Gefangennehmung so kühn und gewandt auftretende Ludwig v. Miroslawski abgelegt haben. Was aber jene Zeitungen sonst von einer allgemeinen Ermordung aller Deutschen erzählen, welche die „kommunistische," von den Demokraten in Paris unabhängige, unter der Leitung Stefansky's, Eßmann's und Lipinski's stehende Fraktion der Verschwörung in Posen beabsichtigt hätte, das klingt doch gar zu fabelhaft. Wie es heißt haben auch rheinische Advokaten, denen das Kammergericht in dieser Angelegenheit vor ihm zu plaidiren erlaubt, Vertheidigungen angenommen. Wir enthalten uns vorläufig natürlich jedes Urtheils über die Schuld oder Unschuld der gefänglich Eingezogenen, deren Zahl noch in den letzten Tagen wieder um einige vermehrt ist. Wie aber auch die Urtheile ausfallen mögen, wir hoffen mit Zuversicht, daß die Krone der einstimmig vom Landtage empfohlenen Milde Gehör geben und die etwa Verurtheilten begnadigen werde. Diese Milde und der Vereinigte Landtag selbst werden die Polen fester an Preußen fesseln, als strenge Ausführung des Buchstabens der Gesetze; vielleicht, daß dadurch das blutige Andenken an die nach Rußland Ausgelieferten in der Brust der Polen gesühnt würde. — Mittlerweile sind die Zustände in Posen noch immer nicht befriedigend. Man hört noch immer von vielen Brandstiftungen; sie sind aber, wie es scheint, weniger Ausflusse des politischen Hasses, als des Hasses der Besitzlosen gegen die Besitzenden, der Einlieger gegen die Gutsherren, der in diesem Jahre der Noth an so vielen Orten hell aufloderte. Das Elend in Oberschlesien, wo zu dem durch die Mißernte verursachten Mangel noch verheerende Ueberschwemmungen traten, als eben die ersten Lebensmittel der Erde entkeimten, soll fast so entsetzlich sein, als in Gallizien. Das Verhungern ist an der Tagesordnung. — In Königsberg ist es zu einem kleinen Tumult unter deu Festungsarbeitern gekommen. Von diesen wurden nämlich viele entlassen, weil die Gutsherrn klagten, es fehle ihnen an Arbeitern während der Ernte. Wahrscheinlich verdienen die Arbeiter bei den Festungsarbeiten mehr, als bei den Gutsbesitzern; sonst wüßte ich keinen Grund für ihre Unzufriedenheit. Und es wäre allerdings billig, daß die Gutsherrn ihnen denselben Lohn zahlten; bei den enormen Getreidepreisen können sie schon eine Steigerung des Lohnes aushalten, während der Arbeiter jetzt bei dem nach gewöhnlichen Preisen bemessenen Lohne unmöglich existiren kann. —

Schließlich noch die Nachricht, daß die Tochter des wegen eines At-

tentats auf den König hingerichteten Bürgermeisters Tschech, welche man einem Prediger zu Kamen in Westphalen zur Beaufsichtigung übergeben hatte, von dort entflohen ist und glücklich in Straßburg angekommen sein soll. —

Hamburg. Dänemark gibt so eben wieder einen neuen Beweis seiner Freundschaft für Deutschland. Es erlaubt Hamburg nicht, die Elbe oberhalb der Stadt, wo sie in Gefahr zu versanden ist, auf eigene Kosten zu reinigen, um die Schiffe zu zwingen, in Glücksstadt anzulegen. Hannover thut ebenfalls Nichts für die Regulirung des Strombettes. Und doch bezieht Dänemark 560,000 Thlr. und Hannover 110,000 Thlr. an Elbzöllen, während Hamburg gänzlich darauf verzichtet hat.

Sachsen-Meiningen. Es ist, glaube ich, das erste Mal, daß dieses Ländchen in unserer Rubrik figurirt. Das Faktum, was ich zu melden habe, eine Landtagsauflösung, ist in Deutschland auch grade nichts besonderes; nur ist es hier interessant, weil Regierung und Stände sonst stets in süßer Eintracht lebten und weil die Regierung ihre Ansicht von der ständischen Budgetprüfnng ausspricht. Der Landtag ist aufgelös't „wegen beharrlicher Weigerung den in der landesherrlichen Obsorge für eine gerechte und ersprießliche Staatsverwaltung gegründeten Propositionen bei den Etatsvorlagen die Zustimmung zu ertheilen.“

Baiern. Es ist gewiß noch in keinem Lande der Welt passirt, daß der König gegen die abtretenden Minister polemische Sonnette „verfertigte“ (wie die preußischen Gerichte sagen) und in den Zeitungen veröffentlichen ließ. Das ist der Geist des Jahrhunderts, der Geist der Oeffentlichkeit. In Baiern passiren aber auch außer dem Bockbier noch allerlei erheiternde Dinge. Neulich wurde Sennhora Lola Montez in Bamberg von einigem, wahrscheinlich von den Ultramontanen gedungenem Pöbel insultirt, und alsbald befahl der König von Brückenau aus, eine Deputation des Bamberger Magistrats solle sich zu Sennhora verfügen und Abbitte leisten für die ihr zugefügte Unbill d. h. Abbitte in natura, nicht vor ihrem Bildniß; das bleibt eine Prärogative des Königthums. — Und die Regierung von Mittelfranken bot neulich zu Nürnberg fünfundzwanzig Gulden für die Entdeckung der Verbreiter aufrührerischer Schriften. Die Denunzianten scheinen dort billig im Preise zu stehen und werden wahrscheinlich nächstens wegen Nahrungssorgen auswandern müssen; ich rathe nach Frankreich, dort sind die Preise bei Bestechungen anständiger. —

Schweiz. Ueber die Eröffnungsrede des Bundespräsidenten verweisen wir den Leser auf die Korrespondenz aus Zürich. Hr. Jenni zu Bern, Redaktor des „Guckkastens,“ hatte seinem krummbeinigen Dachshund Zanker ein Bierzeichen, eine Art Maltheserkreuz umgehängt und der Hr. Holzgraf denunzirte das alsbald bei der Regierung als „Verhöhnung der Ehrenlegion.“ Die Regierung verwies ihn einfach an die Gerichte.

Die Tagsatzung hat gesprochen; der Sonderbund ist durch einen Zwölferbeschluß für bundeswidrig und für aufgelös't erklärt. Der Sonderbund hat dagegen protestirt und scheint nicht Lust zu haben, dem Beschluß Gehorsam zu leisten. Er vertraut auf die Lage der Urschweiz, auf den Fanatismus, auf das Ausland, auf die Unentschlossenheit mancher sog. radikalen Regierungen. Hr. Siegwart Müller

hat es neulich öffentlich ausgesprochen, Exekution des Beschlusses sei bei der Lauheit und Feigheit der Radikalen nicht zu befürchten; Geld habe der Sonderbund genug, erhalte täglich mehr und außerdem habe Oesterreich auch einen ausgezeichneten Offizier zur Leitung der Operationen versprochen. Es ist wahr, an Geld fehlt es nicht; in Schwyz bekommt jeder Soldat täglich 10 Batzen (12½ Sgr.) zur Erhöhung seines Patriotismus; es ist unmöglich, diese Summen im Lande aufzubringen.

Was wird nun geschehen? Die meisten Gesandten sollen erst von ihrem Großen Rathe weitere Instruktionen einholen, wenn Waffengewalt zur Auflösung des Sonderbundes nöthig wird. Das Volk in den radikalen Kantonen erwartet, daß die erst kürzlich gewählten Großen Räthe der Stimme der öffentlichen Meinung folgen und Waffengewalt gegen den widerspänstigen Sonderbund anwenden werden. In dieser Erwartung ist das Volk in den radikalen Kantonen der östlichen Schweiz ruhig; wenn aber die Regierungen zu schwanken und zu diplomatisiren anfangen, dann wird die Agitation gewaltig beginnen. Dann werfen die von Bern und der Waadt begründeten Volksvereine, die schon jetzt überall zu Versammlungen auffordern, ihr Gewicht in die Wagschaale und reißen die zaudernden Regierungen trotz ihres Widerstrebens mit sich fort. Bis dahin hielt man auf dem eidgenössischen Freischießen zu Glarus diese Volksvereine, zu deren Bildung einige Abgesandte der Berner Vereine anregen wollten, für überflüssig; aber man erließ sogleich eine Adresse an die Tagsatzung, um sie zu ermuntern, standhaft für die Unabhängigkeit und Integrität der Schweiz einzutreten und ihr dazu jede Unterstützung der Radikalen anzubieten. Auf diesen Freischießen mustert die radikale Partei ihre Kräfte und verabredet die nächsten Maaßregeln. So entschieden sich dießmal die Redner auch für Auflösung des Sonderbundes und Ausweisung der Jesuiten aussprachen, so versöhnlich war ihre Haltung in Bezug auf die Masse der Bewohner der Urkantone. Alle Redner unterschieden sorglich zwischen dem verführten Volke und den Verführern. Nur gegen diese wurden das Anathema geschleudert, während Schützen aus Uri und Schwyz, welche trotz des Verbotes ihrer Regierung mit ihren Fahnen aufzogen, mit lautem Jubel empfangen wurden. Die entschiedensten Volksmänner feiern unterdessen nicht. In diesem Augenblick wird auf dem Wyler Felde in Bern eine große Volksversammlung gehalten, wegen der sogar die Tagsatzung ihre Sitzung ausgesetzt hat. Dort wird man berathen, wie dem Tagsatzungsbeschluß Nachdruck zu geben sei, selbst wenn einige Regierungen vor der Exekution zurückbeben sollten. Dann rücken die Kantone, die für Exekution instruirt haben, mit den Mannschaften der Volksvereine in's Feld, namentlich Bern und Waadt. Das Comité der „patriotischen Assoziation“ in Waadtland forderte bereits so unverholen zur Bildung von Freischaaren auf, daß die Regierung gezwungen war, das Comité (nicht die Assoziation) aufzulösen. So sind also die Aussichten immer noch sehr kriegerisch, wenn der Sonderbund nicht nachgiebt, — und das ist sehr zweifelhaft. Er rechnet zu sehr auf seine Konnexionen. Durch die oben angeführten Aeußerungen Siegwart's, durch die kürzlich wieder vorgekommene Ermordung von 2 Liberalen im Wallis wird natürlich die Erbitterung mächtig gesteigert. —

James Fazy hat die Wahl zum Tagsatzungsgesandten ausgeschlagen; er mochte seine Anwesenheit in Genf zur Befestigung der neuen Verfassung wohl für nöthiger halten, wenn er auch sicher die Ansicht der „Augsb. Allg. Ztg.," daß die Konservativen dort auf baldige Rehabilitation rechnen dürften, nicht theilt. Zudem billigte er die Instruktion über die Jesuitenfrage nicht ganz; und da er Katholik ist, suchen die Konservativen der „Eidgen. Ztg." natürlich alsbald den Leuten weiß zu machen, er begünstige im Stillen die Jesuiten. Den Tadel der „Neuen Züricher Ztg." wies Fazy scharf mit der Erklärung zurück, er richte seine politischen Ansichten nicht nach lokalen Bedürfnissen ein. Fazy ist der erste der einflußreichen Schweizer Radikalen, der sich offen über die Bundesreform ausspricht. Er will eine Verfassung nach Art der amerikanischen, einen Senat, zu dem jeder Kanton ein Mitglied schickt, ein Haus von Repräsentanten, welche nach der Kopfzahl der Bevölkerung gewählt werden, gleiches Maaß, Gewicht und Geld ꝛc.; in lokalen Angelegenheiten sollen die Kantone selbstständig bleiben. Jetzt hat der kleinste Kanton so viel Einfluß auf der Tagsatzung, wie der größte und natürlich sträuben sich die kleinen gewaltig diese Bundesreform. Vor der Hand ist auch nicht daran zu denken. —

Die Schweiz hat keine Brodkrawalle gehabt und ist nach der „Deutschen Ztg." „stolz darauf, durch ihre Ruhe die Behaubtung widerlegt zu haben, als hätte in ihr eine verderbliche kommunistische Lehre Wurzel geschlagen." Das mag sein; die Schweizer wissen vom Kommunismus nicht mehr, als ihnen der konservative Hr. Bluntschli in seinem Bericht weiland erzählt hat und das ist den meisten radikalen Staatsmännern auch ganz recht. Die „Deutsche Ztg." sollte aber doch Logik und Ehrlichkeit genug haben, die Thatsachen nicht auf den Kopf zu stellen. Der Kommunismus hat mit diesen Tumulten nichts zu schaffen; nicht er hat sie gemacht, sondern die Zustände haben sie gemacht, denen er abhelfen will. Oder wollt ihr ihm vorwerfen, daß er diese Zustände beleuchtet hat, statt euch zu helfen, sie zu verdecken und zu bemänteln? Dann wäre das Urtheil über euch noch leichter; so aufrichtig aber seid ihr nur selten, nur unter euch. —

Holland. Trotz ihres Phlegma's fangen die feisten Holländer an, sich gewaltig unbehaglich in ihrem alten Hause zu fühlen. Nicht wegen der blutigen Korntumulte in Gröningen und anderen Orten; die haben sich so häufig wiederholt, daß man sich fast daran gewöhnt hat. Aber die Holländer sehen ein, daß in ihrer Verfassung und namentlich in ihrem Finanzwesen Reformen dringend nöthig sind; denn die Steuern sind fast unerschwinglich geworden und reichen doch nicht hin, das Defizit zu verringern. Es ist nicht bloß die Presse, es sind nicht bloß einige unpraktische Brauseköpfe, welche sich unbehaglich fühlen und Aenderungen wollen; nein, auch die Kammer, die solideste aller Repräsentantenkammern, hervorgegangen aus dreifacher Wahl und dadurch mit Mauern umgürtet, welche Volk und Presse selten durchdringen, auch diese Kammer ist politisch und materiell sehr unzufrieden. Von erheblichen Reformmaaßregeln der Regierung hört man eben nicht viel. Das von ihr vorgelegte neue Wahlgesetz

erklärt das „Amsterd. Handelsblatt" für Ausflicken eines alten Kleides mit neuen Lappen.

Frankreich. So viel aufregende Skandale sind noch selten in so kurzer Frist einander gefolgt; so unverhüllt trat das Geschwür am Körper des offiziellen Frankreichs, die Korruption, die unersättliche Gier nach Geld noch nie hervor und die offizielle Gesellschaft zuckte schmerzlich, als sie gezwungen wurde, die prüfende Sonde tief in das Geschwür einzusenken. Ein Vorspiel waren die Anschuldigungen, welche Emil von Girardin, Redakteur der „Presse," gegen das Ministerium erhob. Der Skandal war groß genug; Guizot bewies, daß Girardin sich selbst früher hatte bestechen lassen wollen, was übrigens Niemand bezweifelte; Girardin bewies, daß z. B. das Haus des Ministers Cunin-Gridaine, an dem er noch fortwährend betheiligt ist, Eisenbahnaktien besäße, obgleich die HH. Guizot und Duchatel das kurz zuvor für eine eines Ministers unwürdige, infame Handlung erklärt hatten. Uebrigens fand die Kammer Hrn. v. Girardin's Anschuldigungen nicht dringend genug, um eine Untersuchung einzuleiten, was dieser sehr wünschte, um seine Beweise beizubringen. Die Regierung schonte ihn und sich; sie ließ trotz aller seiner Bemühungen sich nicht bewegen, sein Journal vor Gericht zu stellen. Hrn. v. Girardin ließ man in Ruhe, obgleich er die Artikel, wegen deren die „Democr. pacif." saisirt war, in der „Presse" abdrucken ließ. Kaum waren diese Vorfälle einigermaßen vergessen, da kam der skandalöse Pairsprozeß Cubières-Teste. Zuerst die Flucht des überreichen Mitangeklagten Pellapra; man glaubte, sie sei verabredet, damit die andern Angeklagten sich auf seine Kosten rechtfertigen könnten. Das Charivari war unerschöpflich in witzigen Bitterkeiten über diese Flucht, und in der Kammer und in den Journalen wurde es offen ausgesprochen: das sei also die gerühmte Gleichheit vor dem Gesetz, daß jeder Reiche sich dem Arm der Justiz entziehen könnte. So saßen also zwei Pairs und Exminister auf der Anklagebank, zwei Greise, die eine glänzende Laufbahn hinter sich hatten. Trotz der Würde der Unschuld, welche Teste Anfangs affektirte, welche ihn seine Würden niederlegen ließ, brach die Wahrheit durch; der eine Minister hatte bestochen, der andere war bestochen worden. Teste wollte die Schmach nicht überleben; aber sein Schuß fehlte. Beide sind bürgerlich degradirt und zu hohen Geldstrafen verurtheilt; Teste, der Bestochene, noch außerdem zu 3 Jahren Gefängniß. Seit diesem Prozeß sind noch viele andere Skandale an's Licht gekommen und wahrscheinlich werden noch viele folgen. Unterschleife werden in allen Zweigen gemacht; die öffentliche Meinung ist so aufgeregt, daß das Vertuschen, das Bedecken mit dem Mantel der Liebe nicht so leicht mehr ist. Mehrere Lieferanten und dgl. Leute sind seitdem schon flüchtig geworden. Der größte Skandal steht vielleicht noch bevor bei der Verurtheilung Pellapra's, der sich dem Pairshof jetzt gestellt hat. Er hat den Unterhändler bei der Bestechung Teste's gespielt und es heißt, er wolle einen Theil der Pairs als Richter verwerfen, weil sie schon in derselben Funktionen, wie er, gewesen wären. Nach solchen Vorgängen sind die Anschläge im Faubourg St. Marceau erklärlich und verständlich: „Man sucht unbeschäftigte Arbeiter, um einen Hof und 2 Kammern zu reinigen." Das neue demokratische Wochenblatt „Peuple" spricht die Erbitterung des Vol-

kes gegen die herrschende Bourgeoisie entschieden aus. „Das Volk ist passive Masse, ist Werkzeug und Stoff, und ausgeschlossen von der Gesellschaft, ohne Initiative, ohne Kontrole der Willkühr der Mittelsmänner überliefert. Die gesellschaftliche Verfassung, welche die Entäußerung zur Grundlage hat, ist eine Entäußerung der Volkssouverainetät, des Gesammtkapitals und des öffentlichen Reichthums in die Hände weniger Privilegirter; so ist diese lügnerische Verfassung für Frankreich ein Regime scheußlicher Knechtschaft, wo der Hunger die Stelle der Kette vertritt. Das Mittel dagegen liegt nicht in Diktatoren, nicht in Messiassen, nicht in repräsentativen Oligarchien, sondern im positiven Studium der Gesellschaft, wie es die Oekonomie bekundet und wie es die Revolution schon proklamirte. Das Volk soll arbeiten können ohne Herrn, tauschen ohne Wucher, besitzen ohne Hypothek, an der Regierung des Landes theilnehmen, ohne sich von Herren und Gaunern repräsentiren zu lassen." Den Kommentar dazu liefert außerdem die ungeheuere Höhe, welche das Budget unter der Herrschaft der Bourgeoisie erreicht hat. Und trotz dieser Höhe verlangt das Ministerium jetzt wieder eine Anleihe von 350 Millionen! Unter solchen Umständen werden die Julitage wohl aus Oekonomie wenig gefeiert werden, — wenn man nicht die öffentliche Meinung von den Skandalen etwas ableiten will. Die Wahlreform hat durch die Entdeckung der Demoralisation der herrschenden Klasse natürlich auch einen neuen Aufschwung erhalten. Das Bankett der Reformisten zu Chateau Rouge war zahlreich besucht. Ein Kutscher, der seinen Herren zum Bankett führte und von ihm hörte, man werde sich mit der Verbesserung der arbeitenden Klassen beschäftigen, antwortete ihm kaltblütig: Wenn die Herren denn einmal im Zuge wären, möchten sie doch auch an die Besserung der höheren Klassen denken. —

Unter den bei dem blutigen Kornkrawall in Mühlhausen Verhafteten sollen viele deutsche Arbeiter sein, welche nach der Behauptung der französischen Blätter viel kommunistische Propaganda gemacht hätten. Um das Publikum abzuschrecken, ist das offizielle Frankreich mit dem Titel Kommunist jetzt so freigebig, daß es ihn sogar einer eben zu Paris abgeurtheilten Gesellschaft gewöhnlicher Spitzbuben beilegte. In Deutschland macht man es freilich nicht besser. Wirft die „deutsche Ztg." doch sogar den unschuldigen Turnvereinen kommunistische Tendenzen vor, worauf wahrscheinlich bald ein Verbot des Turnens folgen wird. Uebrigens werden die Mühlhauser Behörden heftig getadelt, daß sie den billigen Anforderungen der Arbeiter um Herabsetzung des Brodpreises nicht sogleich nachgekommen seien. Gleich nach dem Tumulte sank der Preis des Laibes Brod von 34 auf 25 Sous. Und doch sagt die Proklamation der Behörde: „Unruhen haben stattgefunden, welche durch Nichts erklärt und gerechtfertigt werden." „Aber das Brod?" fragte ein Proletarier, als er diese pathetische Proklamation las.

England. Das Parlament ist aufgelös't, die Wahlen beginnen. Die alten Parteien sind so sehr zerfallen, daß „Punch" bekannt macht: „Gesucht werden Parteidevisen; Personen, welche alte in gutem Zustande, nicht gar zu abgenutzte, oder neue besitzen, mögen sich an den Thürsteher des Unterhauses wenden." Die materiellen Fragen werden dießmal bie den Wahlen allein den Ausschlag geben. In der City ist Lionel „Roth-

schild" als Kandidat aufgetreten und mit seiner Wahl wird beiläufig die Emanzipation der Juden, welche bis jetzt wohl zu Gemeindeämtern, aber nicht zu Deputirten wählbar sind, faktisch vollendet werden.

Die Nachrichten aus den Fabriksdistrikten lauten noch immer sehr beunruhigend; an manchen Orten sind in Folge der Zehnstundenbill die Löhne herabgesetzt. — Lord John Russell bringt die vom Oberhause in der Armengesetz-Verwaltungsbill verworfene Klausel, daß Eheleute über 60 Jahre im Arbeitshause zusammenleben dürfen, nochmals zur Berathung. Man hofft, daß sie in beiden Häusern angenommen wird. Die philantropische Bourgeoisie verlangt diese Klausel; es ist ja keine Gefahr, daß das Zusammenleben von so alten Leuten dem Arbeitshause Kosten verursacht.

In Irland stehen Jung-Irland, welches sich jetzt „irische Konföderation" nennt, und der Repealverein sich noch immer erbittert gegenüber. Kürzlich wurden Jung-Irländer nach einer Versammlung von einer Menge von Repealern angegriffen und gemißhandelt; natürlich wird der Riß dadurch größer, wenn auch John O'Connell die Theilnahme des Repealvereins an dieser Gewaltthat entrüstet zurückweis't. Die Jung-Irländer werfen den Repealern besonders die Unterstützung des Whigministeriums vor; jeder Deputirte, dem sie ihre Stimme geben, soll sich verpflichten, keine Stelle von der Regierung anzunehmen. Unterdessen thut das Ministerium allerdings mancherlei zur Abhülfe der Noth in Irland. Als neulich die irische Eisenbahnbill trotz Lord Bentinks nochmaliger Empfehlung seines Planes zum zweitenmal verlesen wurde, sagte Russel: „Wir haben eine alte heilige Schuld an Irland abzutragen; zudem ist zu befürchten, daß die Kartoffelernte zum Theile wieder verderben wird." Dann wäre allerdings kein Ende des Elends abzusehen und wahrscheinlich würde die ganze Gesellschaft sich auflösen. Es ist aber viel, daß ein englischer Premier eine Schuld Englands gegen Irland anerkennt. —

Italien. Unruhige Auftritte, Ermordungen einiger Polizeiagenten haben in mehreren Orten stattgefunden. Das römische Volk, den Umgebungen des Pabstes, den Kardinälen Lambruschini und Gizzi, welcher durch Feretti ersetzt sein soll und dem Einflusse Oesterreich's mißtrauend, wird ungeduldig und bereitet Demonstrationen vor, um Pius zu ermuntern, sich ihm in die Arme zu werfen und auf dem Wege der Reformen kühn vorzuschreiten. Bis jetzt sind die Reformen allerdings sehr unbedeutend. Ein neuer Orden, eine Bürgergarde, von welcher „Handarbeiter, Tagelöhner, und wer sonst ein verächtliches Gewerbe treibt oder dessen Anhänglichkeit an die päbstliche Regierung zweifelhaft ist," ausgeschlossen sind, — das ist Alles. Hoffentlich wird das Volk bald entschiedenere Schritte erlangen. Die kürzlich stattgehabte Kutscherrevolution und einige andere Krawalle sollen von der reaktionären Partei und von der Polizei ausgegangen sein, die mit dem gegenwärtigen Regiment unzufrieden ist, weil es sie ihrer Allmacht beraubt hat.

Spanien und Portugal. In Portugal ist durch die Intervention Englands und Spaniens, die Herrschaft der Königin wiederhergestellt. Nach Palmerstons Versicherung wird sie künftig die Charte mehr beachten, als bisher. — In Spanien vergnügt sich Isabella noch immer und thut sich keinen Zwang an, um ihre Abneigung gegen ihren Gemahl

zu verbergen. Die Moderados haben im Sinne, sie zur Abdankung zu Gunsten der Herzogin v. Montpensier zu zwingen. Dazu hat sie natürlich keine Lust und wird sich den Progressisten ganz in die Arme werfen. Mehrere Anhänger Espartero's, wie Linage, Iriarte sind schon zurückgerufen, wahrscheinlich wird Espartero selbst bald folgen, obgleich Serrano, der allmächtige Günstling, ihn früher vertreiben half. Diese Konfusion der Parteien ist gränzenlos. Einzelne Karlistenbanden zeigen sich noch immer, wenn sie auch bis jetzt keine besondere Bedeutung erlangen konnten. —

Rußland. Der Kaiser untersagt in einem Ukas allen Gelehrten, sich mit der Verbreitung panslawistischer Tendenzen zu beschäftigen. Um das zu verstehen, muß man wissen, daß Oesterreich sich über zwei russische Gelehrte, welche auf seinem Gebiete die Propaganda gar zu öffentlich betrieben, beschwert hatte. In Rußland ist Alles erlaubt; nur muß man sich nicht abfassen lassen. — In Weißrußland finden viele Tumulte gegen die Edelleute statt; wie es heißt sind die Urheber versprengte gallizische Insurgenten; vielleicht auch Kronbauern; man kann das so eigentlich nicht erfahren und es passiren wunderliche Dinge in der Welt, in Rußland zumal. Die allmählige Verarmung des Adels in Litthauen sieht es sehr gern; denn zu Revolutionen braucht man Geld.

Oesterreich. Die niederösterreichischen Stände zeigen sich sehr willfährig, die Hand zur Erhebung und Erleichterung der Bauern zu bieten. Freilich haben auch an der Grenze zwischen Niederösterreich und Mähren ziemlich ernsthafte Robotunruhen stattgefunden. Die Stände von Kärnthen dringen darauf, daß die Regierung die Ablösung von Robot und Zehnten erleichtern solle; die frühere Verordnung habe dieselbe nicht zu Stande bringen können. Das mag sein; es ist aber irrig, wenn die Stände meinen, die Bauern müssen *gezwungen* werden zur Ablösung. Man beseitige nur die lästigen büreaukratischen Formen jener Verordnung, man schaffe den Bauern vor Allem durch ländliche Kreditanstalten Geld unter billigen Bedingungen, dann werden sie sich mit Freuden ablösen.

Das Elend in Gallizien ist furchtbar und übersteigt fast das irische. In einem Orte Saybusch lagen an einem Morgen 13 Todte um die Kirche herum; Hunderte hatte man schon vorher todtgefunden. Wen der Hunger nicht tödtet, den raffen Seuchen weg. Die Familien lösen sich auf; Jeder sucht sich, wie er eben kann, durch Betteln durchzubringen. Das Ende dieses Elendes ist noch gar nicht abzusehen, indem in vielen Gegenden wegen des Bauernaufstandes die Felder gar nicht bestellt sind. Von den revoltirenden Polen sind 3 Edelleute zum Tode verurtheilt und wahrscheinlich schon hingerichtet; 200 wurden zu einjährigem bis lebenslänglichem Kerker verurtheilt. Glücklich sind die Todten; man weiß, was „Kerker" oder gar „harter Kerker" in Oesterreich heißt. — Die Leser werden wissen, daß der deutsche Bund die *völkerrechtlichen* Grundsätze gutgeheißen hat, welche Oesterreich und Preußen zur Vernichtung Krakau's bewogen.

Ich theile den Lesern einige Stellen aus dem Programme der Liberalen in Ungarn mit, welche größtentheils dem Adel angehören. Sie wollen eine verantwortliche Regierung, Preßfreiheit (die Censur sei ohnehin gesetzwidrig), Oeffentlichkeit des politischen Lebens, unbeschränktes Assozia-

tionsrecht, allgemeine Besteuerung (der Adel ist steuerfrei) unter der Bedingung der Mittheilung der Rechnungen und der Verwendung für nationale Zwecke, Theilnahme der nichtadlichen Staatsbürger, der königlichen Freistädte und der freien Bezirke an der Landesvertretung und den Munizipalrechten, Gleichheit vor dem Gesetze, Regulirung der gutsherrlichen Verhältnisse gegen Entschädigung, Abschaffung der Avitizität, bessere Erziehung des Volkes, enge Verbindung mit Siebenbürgen und unter Achtung der anders redenden Stämme das Magyarische als offizielle Sprache. Sie wollen nicht Opposition gegen Personen machen, sondern gute Maaßregeln auch von ihren Gegnern gern annehmen. Sie wollen zwar ihre konstitutionelle Verfassung weder für die Idee einer einheitlichen Regierung hingeben, noch für materielle Vortheile, wie Oesterreich das bei seinen Angriffen auf die ungarische Freiheit versucht hätte; sie wollen sich aber auch der Gesammtmonarchie nicht feindlich zeigen. „Wir sind überzeugt, daß, wenn die verfassungmäßigen Freiheiten der Erblande noch beständen, wenn sie nach den Forderungen der Zeit und des Rechts in die Reihe der verfassungsmäßig regierten Völker träten und dabei die Regierung der Gesammtmonarchie in ihrer Allgemeinheit sowohl, als in ihren einzelnen Theilen von einem Geiste der Loyalität gegen Alle beseelt wäre, unsere Interessen, welche mannichfach verschieden, ja entgegengesetzt sind, leicht vereinigt werden können. Dann würden die Theile der Monarchie in schönem Vertrauen zusammenhalten und besser als jetzt den Stürmen der Zeit und möglichen Ereignissen Trotz bieten können.“ Hrn. v. Metternich wird diese Sprache schlecht gefallen.

Schleswig-Holstein. Die dänische Regierung kann bei dem gegen Lorentzen und Beseler wegen der Versammlung zu Neumünster am 20. Juli 1846 eingeleiteten Prozesse keinen Advokaten für die Anklage finden; schon haben mehrere die Sache abgelehnt. Bekanntlich kann Hr. v. Scheele auch für sein beabsichtigtes dänisches Blatt keinen Redakteur finden, obschon er nur einen Mann von mittelmäßigen Fähigkeiten verlangt.

Die Regierung fängt jetzt bei den neuen ständischen Wahlen den widerwärtigen Urlaubsstreit an, der in Süddeutschland schon so viel Aergerniß verursachte, was ihr vor dem offenen Briefe nie in den Sinn kam. Sie dehnte ihr Recht auch auf die Advokaten aus und hat schon Beseler und Wiggers den Urlaub verweigert. Beseler wird wahrscheinlich die Advokatur niederlegen und natürlich wird es im Ständesaal zu erbitterten Streite kommen.

Dänemark. Der Sundzoll ist für Dänemark bekanntlich eine bedeutende Einnahme; er wirft über 2 Millionen ab. Alle Versuche Preußens und Schwedens, diese lästige Abgabe ein für allemal abzukaufen, scheiterten an dänischen Eigensinn und Eigennutz. Glücklicher Weise ist es möglich, durch einen Kanal auf schwedischem Gebiete von Helsingborg nach Landskrone die dänische Zolllinie ganz zu umgehen. Die Kosten der Ostseeschiffahrt werden durch Beseitigung des Sundzolls um $^{7}/_{8}$ vermindert. Man denkt jetzt ernstlich an die Ausführung dieses Kanals; dann haben die Dänen das leere Nachsehen und das ist ihnen wohl zu gönnen.

Rheda, den 30. Juli 1847. **L.**



